

DEUTSCHE FORSCHUNG IM OSTEN

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT KRAKAU

BURGVERLAG KRAKAU GmbH.
VERLAG DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT

---

2. JAHRGANG HEFT 7 NOVEMBER 1942





DEUTSCHE FORSCHUNG IM OSTEN

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT KRAKAU

BURGVERLAG KRAKAU GmbH.
VERLAG DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT

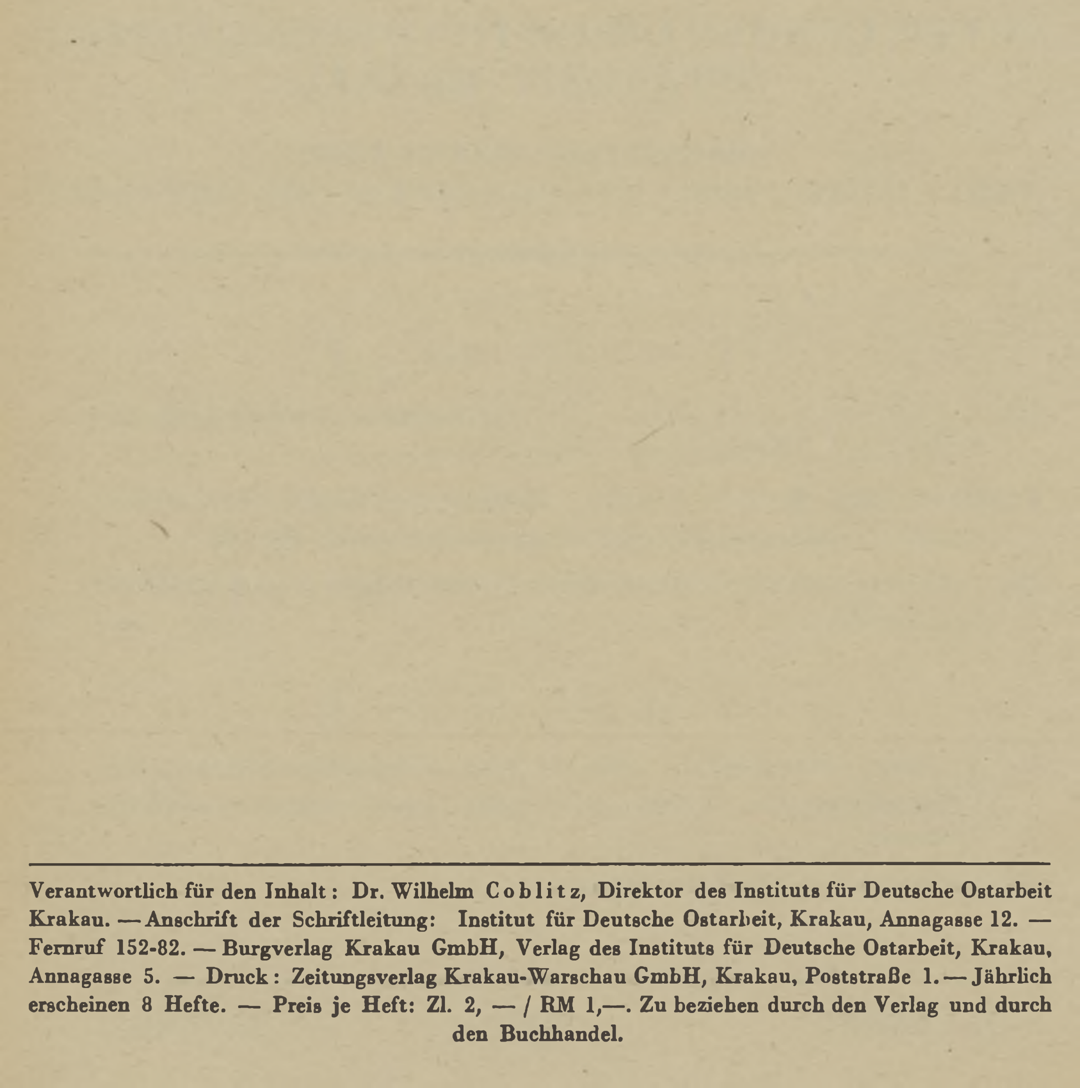
---

1. BEITRÄGE

2. BERICHTE

---

2 JAHRGANG HEFT 7 NOVEMBER 1942



Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Wilhelm Coblitz, Direktor des Instituts für Deutsche Ostarbeit Krakau. — Anschrift der Schriftleitung: Institut für Deutsche Ostarbeit, Krakau, Annagasse 12. — Fernruf 152-82. — Burgverlag Krakau GmbH, Verlag des Instituts für Deutsche Ostarbeit, Krakau, Annagasse 5. — Druck: Zeitungsverlag Krakau-Warschau GmbH, Krakau, Poststraße 1. — Jährlich erscheinen 8 Hefte. — Preis je Heft: Zl. 2, — / RM 1,—. Zu beziehen durch den Verlag und durch den Buchhandel.

DIE PSYCHOLOGISCHE ANTHROPOLOGIE, IHRE STELLUNG UND AUFGABE IN DER RASSENKUNDE

VON DR. FERDINAND CARSPECKEN

Assistent am Institut für psychologische Anthropologie der Universität Marburg

Die Zusammenarbeit und die wechselseitige Ergänzung zwischen der Rassenkunde und der psychologischen Anthropologie als Wissenschaften vom lebendigen Menschentum beginnt in der letzten Zeit eine enge und feste zu werden[1]). Das lange Nebeneinanderhergehen beider Wissenschaftszweige in den vergangenen Jahren lag wohl vor allem darin begründet, daß die verschiedenen Richtungen der Psychologie gleichzeitig verschiedene Grundanschauungen vom Wesen des Menschen einschlossen, die von denen der Rassenkunde mehr oder weniger abwichen. Die zunehmende Entwicklung beider Wissenschaften zu einer das lebendige Menschentum ganzheitlich umfassenden Betrachtungsweise legte den Grundstein zur gegenseitigen Zusammenarbeit und Ergänzung.

Die Entwicklung der Wissenschaften nahm ihren Anfang von einer, allen späteren wissenschaftlichen Richtungen gleicherweise gemeinsamen Ausgangsstufe, in der die Welt und das gesamte Lebensgeschehen als Ganzheit erfaßt und gewertet wurde. In dieser gemeinsamen Ausgangsstufe sind alle späteren Einzelwissenschaften eingeschlossen, die Einheitlichkeit der wissenschaftlichen Betrachtungsweise und des wissenschaftlichen Zieles gewahrt. Erst in der folgenden Zeit trat mit zunehmender Spezialisierung eine Aufspaltung dieser wissenschaftlich-einheitlichen Betrachtungsweise auf, wurde also das festgefügte Gebäude in einzelne spezielle Fachgebiete zergliedert. An die Stelle einer einheitlichen Betrachtung trat im Verlauf der Entwicklung der wissenschaftlichen Forschungsarbeit eine Vielzahl von Einzelwissenschaften. Demgegenüber rückte der alles wissenschaftliche Erkennen umgreifende, ganzheitlich ausgerichtete Blickpunkt der früheren Ausgangsstufe immer mehr in den Hintergrund. Am Endpunkt dieser Entwicklung stehen sich jetzt zwei gleicherweise berechtigte, voneinander aber völlig verschiedene Forschungsweisen gegenüber:

1. die analytische, zergliedernde
2. die synthetische, aufbauende.

Diese methodischen Unterschiede als Unterschiede im Prinzipiellen tauchen sowohl innerhalb der Geistes-, wie auch der Naturwissenschaften auf, wenn wir auch die erstere Betrachtungsweise als die für die Naturwissenschaften äquivalentere, die letztere als die, den Geisteswissenschaften entsprechendere bezeichnen können[2]). Neben der Tendenz der Naturwissenschaften zu der ersten, der Geisteswissenschaften zu der zweiten Richtung, finden wir also auch innerhalb dieser Wissenschaften selbst

---

[1]) Vgl. so u. a.: „Wege, Ziele und Einsatz rassenseelenkundlicher Forschung v. G. H. Fischer, erscheint demnächst in „Rasse“, Monatsschrift für den Nordischen Gedanken.

[2]) Vgl. meine Arbeit: „Die psychologische Anthropologie, ihre Stellung zu Wissenschaft und Mensch“ (erscheint demnächst im Europäischen Wissenschaftsdienst).

bestimmte, dieser Tendenz zuwiderlaufende Strebungen. So suchte z. B. die fast ausschließlich an der Mathematik orientierte alte Erkenntnistheorie durch Reduktion (zergliedernde und rückführende Betrachtungsweise) zu letzten Denkinhalten vorstoßend, von hier aus zu allgemein gültigen Denkgesetzen zu gelangen. Sie konnte zwar so zu letzten Gegenstandsgesetzen führen, niemals aber darüber hinaus in den andersartigen Bereich des Bewußtseins vordringen. Das wissenschaftliche Erkennen selbst erfolgt nämlich nicht losgelöst von den anderen seelischen Äußerungen des Menschen, sondern ist notwendigerweise eingebettet in sein gesamtseelisches Verhalten. So ist also auch die Erkenntnis Bestandteil und Ausdruck der menschlichen Daseinsform und vermag sich auf dieser Grundlage in einer bestimmten, wissenschaftlichen Haltung darzustellen. Das gilt sowohl für Unterschiede innerhalb der rein geisteswissenschaftlichen Betrachtungsweise, als auch für die weit größeren Unterscheidungsmerkmale zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften.

Die im vorigen Jahrhundert entwickelte Ordnung der Wissenschaften mit ihrer scharfen Trennung in Natur- und Geisteswissenschaften hatte bezeichnenderweise für eine, das lebendige Menschentum mit all seinen Erscheinungsformen und Äußerungen ganzheitlich erfassende anthropologische Fachdisziplin keinen Raum. Der Mensch wurde entweder nur als Natur- oder nur als Geisteswesen erfaßt. In seiner leib-seelischen Einheit hatte der Mensch als Glied der lebendigen Natur in dem Wissenschaftssystem des vergangenen Jahrhunderts, das seine Ausläufer noch bis in die heutige Zeit erstreckt, keine Stätte. So standen sich auch in der Psychologie dieser Epoche die Richtungen einer natur- und einer geisteswissenschaftlichen Einstellung kraß gegenüber[3]). Lediglich die alte Psychophysik, wie sie z. B. vertreten wurde durch W. Wundt, G. E. Müller, Lotze u. a. m., erforschte die Beziehungen zwischen den leiblichen und den seelischen Vorgängen mittels naturwissenschaftlich exakter, physiologischer Methoden und legte damit den Grundstein zu der späteren psychologischen Anthropologie als einer, den Menschen ganzheitlich betrachtenden, allumfassenden seelischen Menschenkunde. Diese psychologische Anthropologie ist also ganz im Sinne ihrer Begründer naturwissenschaftlich und biologisch fundiert. Sie betrachtet die lebensgesetzliche Verwurzelung des seelisch-geistigen Bereichs und unterscheidet sich darin scharf von den vergangenen philosophischen Anschauungen, wie z. B. die des psycho-physischen Parallelismus u. a. m., weil diese die Abgelöstheit des Seelischen von dem körperlichen Bereich bereits voraussetzen. Die psychologische Anthropologie untersucht vielmehr zunächst mittels der physiologischen Methoden der alten Psychophysik die allgemein menschlich bedeutsame Ausstattung des Menschen, die wir mit dem Ausdrurk „körperseelische Funktionen" bezeichnen. Das Wirken dieser Funktionsabläufe, die den gesamten Lebenshaushalt des Menschen bedingen (wie z. B. Stoffwechsel und Nerventätigkeit, Wahrnehmung, Vorstellung, Wille, Gefühl u. a. m.[4])) garantiert die verschiedenen, seelisch-körperlichen Verhaltensweisen der Menschen. Aus den verschiedenen körperlichen und seelischen

---

[3]) Vgl. u. a. E. R. Jaensch: „Die Wissenschaft und die deutsche völkische Bewegung". Marburg 1933.

[4]) Vgl. G. H. Fischer: „Die Beziehungen zwischen der Rassenforschung und der Typenlehre von E. R. Jaensch, zugleich im Hinblick auf die Charakterkunde". Soldatentum, Jg. 5, S. 21—27.

Äußerungen lassen sich auf das Zusammenwirken dieser Funktionen für das Allgemeinverhalten des Menschen in ähnlicher Weise Schlüsse ziehen, wie z. B. der Mediziner aus den Krankheitserscheinungen den Ablauf der Krankheit selbst erkennt[5]). Die psychologische Anthropologie kommt also im weiteren Verlauf ihrer Forschung zwangsläufig zur Typisierung, indem sie die verschiedenen Formen des menschlichen Allgemeinverhaltens des körperlich-seelischen Funktionsgefüges aufdeckt und so verschiedene „Grundformen menschlichen Seins“ (E. R. Jaensch) auffinden kann. Die Unterschiede dieser Typen bestehen also in einer verschiedenartigen Gestaltung des körperlichen Erscheinungsbildes und des körperseelischen Funktionsgefüges. Die Bedeutung dieser Typenlehre liegt daher darin, auf natürliche Gruppen hinzuweisen, in die sich die Menschheit wesensmäßig unterscheidet. Diese Unterschiede können von mehrfacher Perspektive aus betrachtet werden. Als hiervon die wichtigsten und einander ergänzenden sind zu nennen die Ansätze der Rassenkunde, der Konstitutionslehre[6]) und der psychologischen Typenlehre. Das so entstehende System der Typenlehren gibt die Möglichkeit, die Artunterschiede des Menschen von verschiedenen Seiten aus zu beleuchten und vor allem ihre biologische Wertigkeit im Sinne ihrer Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit festzustellen. Die funktionale Ausstattung und die typologische Artung des Menschen bilden gleichsam den Spielraum, innerhalb dessen er sich bewähren und einsetzen kann. Um zum Menschen als Einzelwesen vorzustoßen, also festzustellen, „was der Mensch aus sich zu machen bereit ist“[7]) dienen die Methoden der Charakterkunde. Dieser Bereich der charakterlichen Haltung krönt gleichsam den durch funktionale Ausstattung und typologische Artung vorgezeichneten Persönlichkeitsaufbau. Sie kann sich aber nur in dem Rahmen entwickeln, der ihr durch die funktionale Ausstattung und typologische Artung des Menschen vorgezeichnet ist. So zeigt also die Entwicklung der psychologischen Anthropologie von ihrem Ausgangspunkt, der naturwissenschaftlichen Physik, angefangen bis hin zu ihrem heutigen Stand ein in sich geschlossenes, einheitlich aufgebautes Bild. Um nun die Stellung der psychologischen Anthropologie zur Rassenkunde festzusetzen, ist es notwendig, einen kurzen Blick auf die Geschichte der Rassenkunde selbst zu werfen.

In der Entwicklung der Rassenkunde wurden seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine Reihe bedeutsamer Fortschritte gemacht[8]). Martin entwickelte, ausgehend von dem rein körperlichen Erscheinungsbild, ein genaues Körpermeßverfahren mit dem Ziele, eindeutige, strenge Merkmalszusammenhänge aufzustellen, die ihrerseits wieder für die Erblehre Bedeutung gewannen. Durch das anthropometrische Meßverfahren Martins wurden Körpermessung und Körperbeschreibung mit wissenschaftlich exaktem Verfahren durchgeführt. Zu dieser klaren Darlegung leiblicher Merkmale, deren Erbfestigkeit besonders von Eugen Fischer und seiner Schule erforscht wurden, trat

---

[5]) Vgl. G. H. Fischer: „Über Ziele und Einsatz psychologischer Anthropologie“. NS-Volksdienst, Jg. 9, S. 1—8.

[6]) Vgl. Kretschmer: „Körperbau und Charakter“. Berlin 1940. Schneider: „Sellabrücke und Konstitution“, Leipzig 1939.

[7]) Vgl. Kant: „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“, 1800.

[8]) Vgl. hierzu G. H. Fischer: „Wege, Ziele und Einsatz rassenseelenkundlicher Forschung“ a. a. O.

bald der notwendige Hinweis auf die ganzheitliche Erscheinung der körperlichen Gestalt. Der Gesichtspunkt der isolierten Merkmalsbetrachtung wurde ergänzt durch die Betrachtung der Eigentümlichkeit des ganzkörperlichen Erscheinungsbildes, wie es sich besonders in Körperbewegung und Körperhaltung ausdrückt. Zur Körpermessung trat also notwendigerweise die Körperschau. Insbesondere v. Eickstedt wies darauf hin, daß „die Ganzheit wesentlich, das Einzelmerkmal nur Stütze ist“[9]). Als Handwerkszeug des Rassenkundlers tritt somit neben das anthropometrische Instrumentarium Martins das Lichtbild und die Beobachtung der körperlichen Erscheinungsformen. Mit dieser Zielsetzung wurde die Brücke zwischen dem Körperbau und den Eigentümlichkeiten der körperlichen Lebensvorgänge geschlagen. Der entscheidende Schritt in der Weiterentwicklung einer wesentlich morphologisch bestimmten zu einer gleicherweise in den seelischen Bereich hineinreichenden Rassenkunde wurde von H. F. K. Günther getan, indem er neben einer klaren Aufstellung der leiblichen Merkmale die damit auftretenden seelischen Eigenschaften als psychische Kennzeichen der Rassetypen nannte.[10]) Damit wurde die seelenkundliche Fragestellung erstmalig in die Rassenkunde eingebaut und entscheidende Vorarbeit geleistet für ihre praktische Mitarbeit an den wichtigen Menschen- und Bevölkerungsproblemen der Gegenwart. Über die Bestimmung einzelner seelischer Merkmale hinaus, wie sie von Günther durchgeführt wurde, erwies sich aber bald noch ein weiterer Schritt als notwendig: nämlich von der isolierten Merkmalsbestimmung psychischer Faktoren vorzudringen zu dem Ursprung, zu der Wurzel, dem dieser psychische Faktor entstammt. L. F. Clauß hat hierin nun den entscheidenden Schritt getan, indem er „die Verschiedenheit der seelischen Artungen als letzte schicksalhafte Wesenheiten, deren jede die Quelle ihrer selbst ist“ aufdeckte und dafür den Begriff des rassischen Stils einführte[11]). Durch seine Lichtbildmethode „anstelle der anthropologischen Messungen, mit denen zuvor der körperliche Befund erarbeitet war“ (Clauß a. a. O.), versuchte er das Ausdrucksfeld des Gebarens in Gesicht- und Körperausdruck als Schlüssel dieser inneren Ganzheit zu erobern, um jede Gestalt aus ihren eigenen Gesetzen zu begreifen. Er kennzeichnet so den rassetypischen Ausdrucksstil etwa bei nordischen Menschen als Leistungsmensch, bei fälischen als Beharrungsmensch, bei westischen Menschen als Darbietungsmensch usf. Mit Clauß trat eine weitgehende Befreiung der Rassenkunde aus der einengenden, rein merkmals-analytischen Methodik ein. Der Anstoß zur Entwicklung zur ganzheitlichen Betrachtungsweise hin wurde durch ihn wesentlich gegeben. Seine Untersuchungen, die sich vor allem auf das Ausdrucksverhalten beschränken, bedürfen aber weiterhin der wissenschaftlichen Ergänzung durch Untersuchungen des Handelns, der gesamten Lebenseinstellung, des Einsatzverhaltens, der Gemeinschaftszuwendung und anderer mehr.

Fragen wir uns nun nach dem Weg und dem Ziel der Zusammenarbeit zwischen der psychologischen Anthropologie und der Rassenkunde. Es ist das bleibende Verdienst von E. R. Jaensch gefunden zu haben, daß die Art und Weise des Zusammenwirkens

---

[9]) Vgl. v. Eickstedt: „Rassenuntersuchung Schlesiens“. Breslau 1940, S. 19.
[10]) Vgl. H. F. K. Günther: „Rassenkunde des deutschen Volkes“. München 1934.
[11]) Vgl. L. F. Clauß: „Rasse und Seele“. München 1926, S. 2 ff.

der körper-seelischen Funktionen den Aufbau oder die anlagehafte Struktur des Menschen bestimmen. Jaensch kommt auf diese Weise zu verschiedenen Formen der menschlichen Ganzheit, zu unterschiedlichen „Grundformen menschlichen Seins"[12]). Die Abhängigkeit dieser seelischen Funktionen zu den rassischen Gestalteigenschaften kann selbstverständlich nicht geleugnet werden. Dennoch aber erscheint es notwendig, sich von der nur merkmalsanalytischen Methode zu lösen und mehr und mehr die Untersuchung des funktionalen Anlagebestandes in den Gang der Forschung zusätzlich einzuschalten[13]). Die Beziehungen zwischen Seelen- und Körperfunktion erscheinen nämlich ungleich enger als zwischen seelischer Funktion und körperlicher Gestalt. Da diese morphologisch-seelischen Korrelationen nicht ganz eindeutig sind, entwickelte sich, wie oben schon angeführt, neben der vorwiegend anthropometrisch tätigen Richtung der Rassenkunde der vor allem geisteswissenschaftlich erfaßte rassische Stilbegriff von Clauß. Dieser Stilbegriff — wie überhaupt die gesamte Rassenkunde — erfährt durch die Blickrichtung der psychologischen Anthropologie eine erweiterte naturwissenschaftlich-biologische Unterbauung. Der Begriff des rassischen Stils bleibt dann nämlich nicht nur auf den höherseelischen Bereich des Geisteslebens (bei Clauß vor allem des Ausdrucksverhaltens) beschränkt, sondern wird auf den ganzen Bereich des Elementarseelischen, auf den ganzen Bereich des lebendigen Seins schlechthin ausgedehnt.

Die Zusammenarbeit der Rassenkunde mit der psychologischen Anthropologie verspricht also in ausgedehntem Maße eine wechselseitige Ergänzung und gegenseitige Befruchtung beider Fächer. Vor allem im Sinne der Fortbildung der Rassenseelenkunde ist die eng verbundene Zusammenarbeit dringend erforderlich. Erst in einer umfassenden, vielseitigen Wissenschaft vom Menschen, die in dem Wissenschaftssystem des vergangenen Jahrhunderts berufen ist, die klaffende Lücke zwischen Natur- und Geisteswissenschaften auszufüllen und in der die Forschungsgebiete der Rassenkunde und der psychologischen Anthropologie neben den anderen anthropologischen Fächern gleicherweise aufgehoben sind, ist letzten Endes die idealste Form dieser Zusammenarbeit erreicht. Die rassenseelenkundliche Forschung ist in dieser umfassenden Wissenschaft vom Menschen kein eigenständiges Gebiet für sich, sondern Bestandteil des anthropologischen Wissenschaftskreises und kann durch die damit gegebene wechselseitige Ergänzung ihrer Methoden gelöst werden.

Um vollständig zu sein darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese Forschungsaufgaben nicht verzichten sollen und können auf den Ausbau einer diese dargelegten Prinzipien berücksichtigenden Erb- und Entwicklungslehre. Vor allem die Familien- und Zwillingsforschung wird hier neue Wege weisen können.

---

[12]) Vgl. E. R. Jaensch: „Grundformen menschlichen Seins". Berlin 1929, „Der Gegentypus", Leipzig 1938.

[13]) Vgl. A. Plügel, Bericht Nr. 2 in „Deutsche Forschung im Osten". 1. Jg. H. 6.

RETTUNG GERMANISCHER UND INDOGERMANISCHER BODENDENKMÄLER IM GENERALGOUVERNEMENT

VON PROFESSOR DR. WERNER RADIG

Leiter der Sektion Vorgeschichte am Institut für Deutsche Ostarbeit Krakau

II. Teil

Jetzt im Spätherbst 1942 können wir mit Befriedigung feststellen, daß im Sommer 1942 zu den in der ersten Folge[1]) (S. 209ff) genannten neuen Fundplätzen noch einige hinzugekommen sind, die wir der Aufmerksamkeit der Finder und einem geregelten Meldedienst verdanken. Mehr oder weniger große Erdbewegungen führten zu den erfreulichen Entdeckungen. Während in Radom[2]) der Burgberg Piotrowka (Petersberg) und das benachbarte Skelettgräberfeld aus frühgeschichtlicher Zeit bereits der Forschung bekannt waren, traten dort im Bereiche des weithin aufgedeckten Friedhofes (45 mit Beigaben ausgestattete Skelettgräber!) frühostgermanische Zeugen hervor: Glockengräber mit Leichenbrand zeigen die Anwesenheit der Bastarnen auf Radomer Flur. Im gleichen Distrikt meldete der Stadtkommissar von Ostrowiec[3]), Kr. Opatow, ebenfalls Glockengräber der frühostgermanischen Bastarnen auf der Stadtflur. Dort suchten nicht nur die jungsteinzeitlichen Indogermanen eine Lößkuppe auf, sondern es folgten die Nordillyrer, dann die Bastarnen und schließlich die Wandalen, die ein Dorf gründeten, in dem sie auch Eisen ausschmolzen: Eisengewinnung der Ostgermanen! Die Siedlung wurde jetzt völlig ausgegraben und das Fundgut gesichert und geborgen. So bereichert jeder neue Fundplatz das Besiedlungsbild der germanischen Frühzeit.

Turbia II, Eichberg

Nordöstlich vom Dorfe Turbia, Kr. Dębica, liegt die zweite Fundstelle auf der Gemarkung Turbia[4]). Sie ist vom Johannesberg etwa 800 Meter entfernt und heißt Dąbrowka, das wir mit Eichberg übersetzen. Während der Notgrabung auf der Fundstelle I wurde auf jener Geländewelle an einem Altwasser dieser zweite Fundplatz festgestellt, der mindestens ebenso ergiebig war wie der Johannesberg. Auch

---

[1]) Werner Radig, Rettung germanischer und indogermanischer Bodendenkmäler im Generalgouvernement. Teil I. In: Deutsche Forschung im Osten. Mitteilungen des Instituts für Deutsche Ostarbeit Krakau. 2. Jahrgang, Heft 6, 1942. Dort zu den neuen Fundorten auf S. 229 folgende Fundberichte: Werner Radig, Ausgrabungen auf dem Burgberg Szaflary. In: Krakauer Zeitung, Jahrgang 4, Folge 160, vom 9. Juli 1942. — Werner Radig, Wandalischer Friedhof aus dem 2. und 3. Jh. entdeckt. In: Krakauer Zeitung, Jahrgang 4, Folge 175, vom 26. Juli 1942.

[2]) Werner Radig, Rettung frühgeschichtlicher Bodendenkmäler in Radom. In: Krakauer Zeitung, Jahrgang 4, Folge 185, vom 7. August 1942.

[3]) Werner Radig, Wandalendorf auf der Ostrowiecer Flur. In: Krakauer Zeitung, Jahrgang 4, Folge 221, vom 18. September 1942.

[4]) Werner Radig, Das Wandalendorf von Turbia. In: Krakauer Zeitung, Jahrgang 3, Folge 162, vom 13./14. Juli 1941.

hier wurden Planierungsarbeiten auf einem weiträumigen Gelände durchgeführt. Mit Feldbahnen wurde die abgetragene Erde fortgeschafft. Östlich vom Eichberg liegt übrigens vor dem Dorfe Pilchow eine viereckige Schwedenschanze, die aus geschichtlicher Zeit stammt. Der Südhang und die langgestreckte Kuppe der Geländewelle ist mit Wohngruben der jüngeren Lausitzer Kultur völlig und dicht überzogen. Nur bisweilen sind dazwischen Skelettgräber eingestreut, die aus frühgeschichtlicher Zeit stammen. Als Beispiele der Siedlungen sollen nur einige Wohngruben dienen, denn es ist unmöglich, in diesem Rahmen die nicht weniger als etwa 160 Wohngruben hier zu behandeln.

Wohngrube Nr. 121. Unter einer 70 cm dicken Humusschicht lag in der Richtung von Norden nach Süden die viereckige, langgestreckte oder schon mehr ovale Wohngrube Nr. 121, die mit dunklem Humus, in dem sich gebrannte Lehmstücke befanden, ausgefüllt war. Die tiefste Stelle befand sich im Norden; gegen Süden wurde die Grube flacher, wie im Profil zu erkennen ist. Das Südende war bereits abgestochen.

Randscherben eines kleinen, gerauhten, steilwandigen Topfes mit regelmäßig durchlochtem, glattem Mündungsrand. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 4,8 cm; Gr. Br. 5,9 cm; Wdst. 0,5—0,8 cm (Abb. 4c).
Mittelscherben eines gerauhten Topfes mit senkrechten Fingerstrichen auf der Außenseite. Innen glatt, hellrotbraun, gemagert. — Gr. L. 7,8 cm; Gr. Br. 8,0 cm; Wdst. 0,9 cm (Abb. 4b).
Bodenscherben eines größeren, handgearbeiteten Gefäßes mit Standplatte. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 3,1 cm; Wdst. 0,8—2,0 cm (Abb. 4d).
Zahlreiche Scherben von gerauhten Siedlungsgefäßen.
Standboden eines mittelgroßen Gefäßes mit roh geknetetem Standring. Außen lederbraun, innen schwärzlich, glatt, gemagert. — Boden 7,7 cm; Wdst. 0,4—0,7 cm (Abb. 4a).

Die ausgewählten Siedlungsscherben der Wohngrube 121 lassen die Einheitlichkeit der Tarnobrzegstufe der Lausitzer Kultur erkennen. Besonders häufig sind die Rauhtöpfe mit durchlochtem Mündungsrand. Problematisch ist nur der zuletzt genannte Bodenteil mit Standring, der eher in der Kaiserzeit als in der Großgermanenzeit und etwa in der Lausitzer Kultur unterzubringen ist. Dieser einzelne Scherben ist entweder ein ausgefallenes Stück der Lausitzer oder tatsächlich ein verschleppter Vertreter der Kaiserzeit (s. u. Seite 363).

Wohngrube Nr. 143. In 90 cm Tiefe lag die muldenförmige Wohngrube 143 von rundlichem Grundriß. Sie war mit hellbrauner Erde gefüllt und enthielt im Süden Holzkohlestückchen, die gruppenweise beisammen lagen.

Schulterscherben eines großen Rauhtopfes mit groben Schrägstrichen verzierter Oberseite. Innen glatt, hellbraun, gemagert. — Gr. L. 11,1 cm; Gr. Br. 7,7 cm; Wdst. 1,4 cm (Abb. 4k).
Schulterscherben eines kleinen, verzierten Gefäßes mit Schrägstrichgruppen. Dunkelbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 3,2 cm; Gr. Br. 2,0 cm; Wdst. 0,6 cm (Abb. 4i).
Standplatte eines großen, handgearbeiteten Gefäßes. Braun, glatt, gemagert. — Gr. H. 2,8 cm; Boden 7,4 cm; Wdst. 0,7—1,5 cm (Abb. 4h).

Der Inhalt der Wohngrube 143 bestätigt die allgemeine Beobachtung, daß fast alle Gruben der Lausitzer Kultur, und zwar ihrer jüngsten Ausprägung angehören.

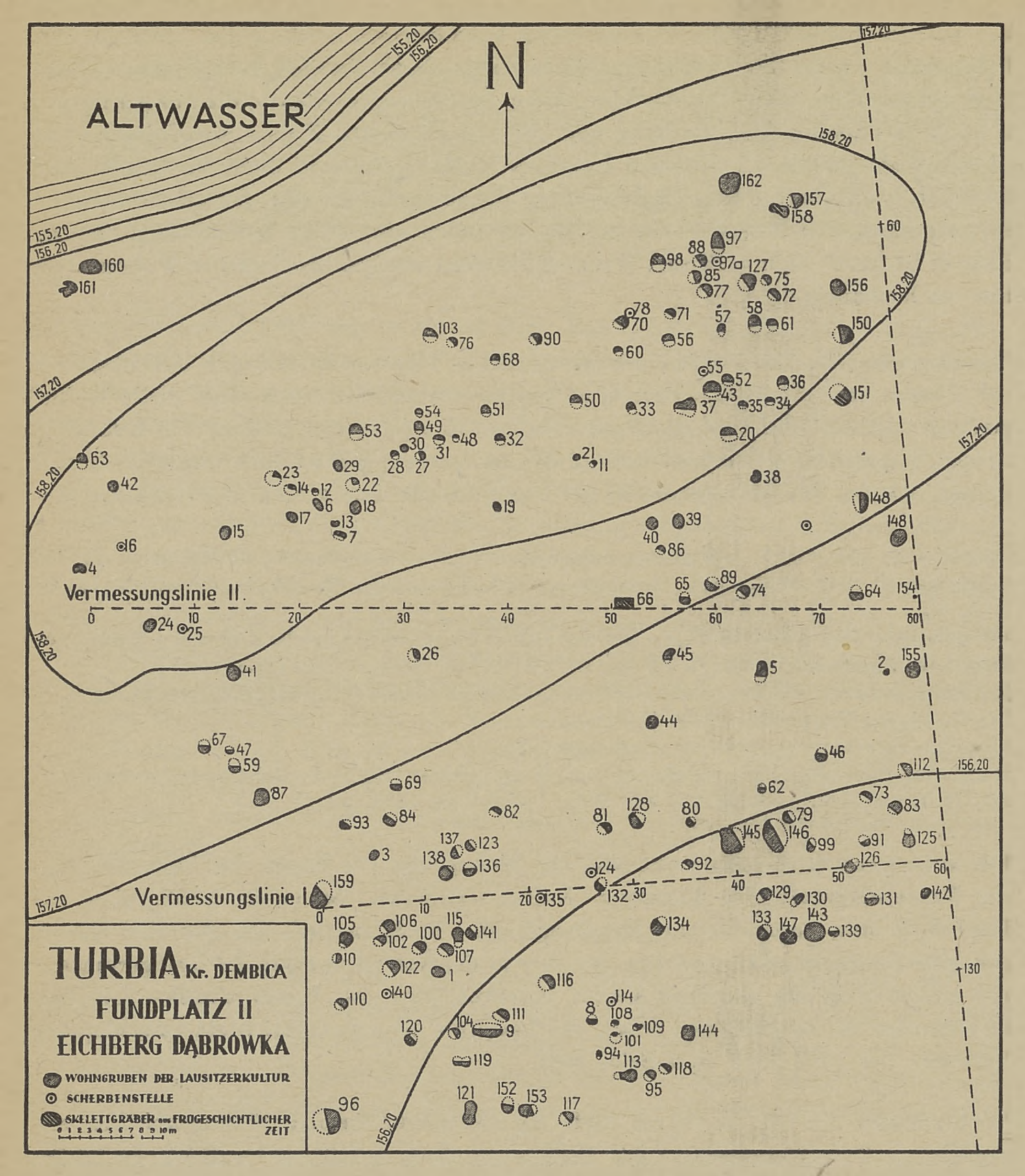


Abb. 1. Vermessungsplan der nordillyrischen Siedlung (Lausitzer Kultur) und der frühgeschichtlichen Gräber. Vgl. Längenmaßstab.

Aus anderen Wohngruben und Einzelfunde

Jungsteinzeit:

Wohngrube Nr. 53. Weidenblattförmige Feuersteinklinge mit schöner Randretusche, die sich bis auf den Mittelgrat hinzieht. Spitze leicht beschädigt. Braun, wenig patiniert. — Gr. L. 7,4 cm; Gr. Br. 2,2 cm; St. 1,0 cm (Abb. 4g).

Wohngrube Nr. 97. Mittelstück einer muschelig zugeschlagenen Steinsichel (?). — Erh. L. 4,9 cm; Gr. Br. 2,9 cm; St. 1,4 cm (Abb. 4e).

Wohngrube Nr. 147. Schneidenteil einer dicken Flachhacke, deren Nacken schräg abgebrochen ist, mit ovalem Profil. Aus weißlichgrauem Fels. — Erh. L. 7,0 cm; Gr. Br. 5,6 cm; St. 3,3 cm (Abb. 4f).

Tarnobrzeg-Stufe (Lausitzer Kultur):

Wohngrube Nr. 1. Randscherben eines großen, flachen Tellers mit flacher Unterseite und mit Mattenabdrücken verzierter Oberseite. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 11,1 cm; Gr. Br. 8,5 cm; St. 1,2 cm (Taf. II, 3).

Wohngrube Nr. 1. Randscherben eines großen Vorratstopfes mit gerauhter Wandung und unregelmäßiger Linie von Fingernageleindrücken in der Schulterhöhe. Unterhalb des steilen Mündungsrandes in regelmäßigen Abständen eine Lochreihe. Dunkelbraun, innen glatt, gemagert. — Gr. L. 8,8 cm; Gr. Br. 17,4 cm; Wdst. 0,6—1,1 cm. Hierzu zahlreiche Bruchstücke des ganzen Gefäßes.

Wohngrube Nr. 1. Großer Randscherben eines weitmundigen, gerauhten Vorratstopfes mit girlandenartig eingedrückter Fingertupfenreihe und einer Lochreihe unterhalb des geglätteten Mündungsrandes. Hellrotbraun, innen abgelaugt, gemagert. — Gr. L. 12,4 cm; Gr. Br. 12,4 cm; Wdst. 0,6—1,0 cm.

Wohngrube Nr. 1. Große Bruchstücke eines brotförmigen Mahlsteines. Die glatte Oberseite stark abgebröckelt. Hierzu weitere Fragmente. — Gr. L. 25,1 cm; Gr. Br. 19,3 cm; St. 7,5 cm (Taf. I, 12).

Wohngrube Nr. 7. Bruchstück eines großen, flachen Tellers mit Mattenabdrücken. Unterseite glatt mit unregelmäßigen Löchern. Hellrotbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 11,0 cm; Gr. Br. 9,4 cm.

Wohngrube Nr. 7. Randstück eines flachen Tellers. Unterseite eben, Oberseite mit unregelmäßigen Fingerstrichen verziert. Hellbraun, glatt, gemagert. — Dm. etwa 15,0 cm; St. 1—1,4 cm.

Wohngrube Nr. 7. Randscherben eines kleinen, roh gearbeiteten, wohl eiförmigen Topfes. Hellbraun, glatt, gemagert.

Wohngrube Nr. 9. Schulterscherben eines reichverzierten Gefäßes mit Flechtbandornament und einer Grübchenreihe. Dunkelbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 6,1 cm; Gr. Br. 5,1 cm; Wdst. 0,7 cm (Taf. II, 9).

Wohngrube Nr. 9. Kleiner, kumpfförmiger Henkelnapf, dessen eingeklebter, randständiger Bandhenkel abgebrochen ist. Abgelaugt, grau und hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 5,1 cm; Boden 3,9 cm; Gr. W. 7,5 cm; Mdm. 6,9 cm; Wdst. 0,5 cm (Taf. 1, 5).

Wohngrube Nr. 9. Unterteil einer zweigliedrigen Tasse mit Bodendelle und Schrägstrichgruppen verzierter Schulter. Aus dieser der eingezapft gewesene Henkel herausgebrochen. Randteil abgebrochen; nur zur Hälfte erhalten. Lederbraun, Bruch schwärzlich, ziemlich feintonig, etwas gemagert. — Wdst. 0,4 cm (Taf. I, 16).

Wohngrube Nr. 10. Mittelscherben mit Strichreihen, die tief eingedrückt sind; vielleicht abgerollt. Die Strichreihen verlaufen schräg über die Schulter. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 5,3 cm; Gr. Br. 4,8 cm; Wdst. 1,1 cm (Taf. II, 17).

Wohngrube Nr. 10. Mittelscherben eines gerauhten Topfes mit einer ringförmigen Griffwarze. Innen glatt, hellbraun, gemagert. — Gr. L. 4,6 cm; Gr. Br. 6,2 cm; Wdst. 0,9—1,3 cm (Taf. I, 21).

Wohngrube Nr. 10. Randscherben einer großen Schale mit breitem, strichverziertem Mundsaum. Braun, glatt, gemagert. — Gr. L. 5,8 cm; Gr. Br. 5,0 cm; Wdst. 0,6—2,0 cm.

Wohngrube Nr. 10. Randscherben einer größeren Schale mit breitem, mit Strichgruppen verziertem Mundsaum. Braun, glatt, gemagert. — Gr. L. 7,0 cm; Gr. Br. 5,1 cm; Wdst. 1,0—2,2 cm (Taf. II, 30).

Wohngrube Nr. 10. Reste eines großen Tellers mit Mattenabdrücken.

Wohngrube Nr. 14. Verziegelter Lehmbrocken von Hüttenbewurf.

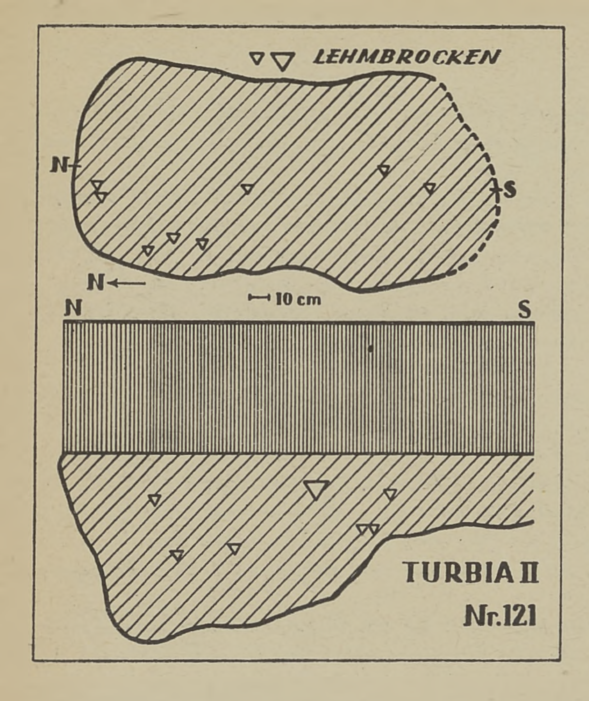
Wohngrube Nr. 15. Randscherben eines zweigliedrigen Schälchens mit ausladendem Halsteil, schmaler Schulter und gewölbtem Unterteil. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 5,8 cm; Gr. Br. 4,0 cm; Wdst. 0,5 cm.

Wohngrube Nr. 15. Scherben eines Rauhtopfes mit aufgeklebter Fingertupfenleiste.

Wohngrube Nr. 16. Randstück eines Tellers mit glatter Unterseite und gerauhter Oberseite, mit leicht aufgebogenem Rand. Braun, glatt, gemagert.

Wohngrube Nr. 17. Randscherben eines Rauhtopfes mit regelmäßig durchlochtem Mündungsrand. Hellbraun, innen glatt, gemagert.

Wohngrube Nr. 18. Bodenscherben eines dickwandigen, wohl eiförmigen Gefäßes. Rotbraun, glatt, gemagert. — Randscherben eines Rauhtopfes mit von innen gelochtem, aber nicht durchlochtem Mündungsrand. Rotbraun, glatt, gemagert.



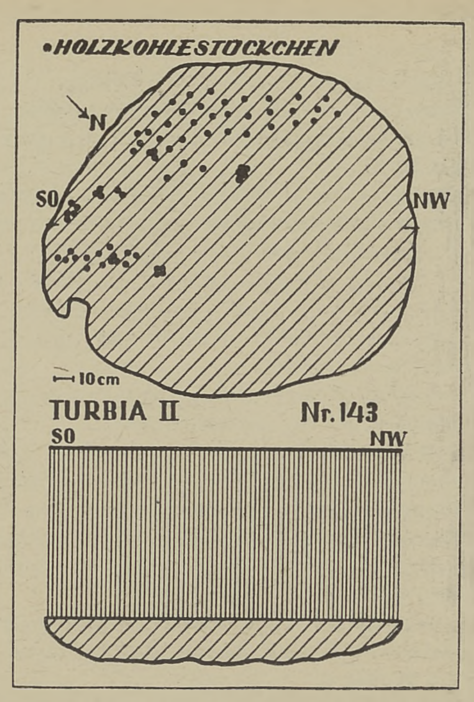


Abb. 2. Wohngrube Nr. 121 mit Lehmbrocken. — Abb. 3. (rechts) Wohngrube Nr. 143 mit Holzkohleresten.

Wohngrube Nr. 25. Randscherben eines großen, gerauhten Vorratstopfes mit aufgeklebter, waagrechter Tupfenleiste und Durchbohrung unterhalb des steilen Mündungsrandes. Braun, innen glatt, gemagert. — Gr. L. 8,0 cm; Gr. Br. 9,6 cm; Wdst. 0,7—1,1 cm (Taf. II, 12).
Wohngrube Nr. 25. Randscherben eines kleinen, gerauhten Topfes mit durchlochtem Mündungsrand. Hellbraun, glatt, gemagert. — Fragment eines großen, flachen Tellers mit Mattenabdrücken. Hellbraun, glatt, gemagert.
Wohngrube Nr. 27. Randscherben von gerauhten Gefäßen mit durchlochtem Mündungsrand. — Randscherben von glattem, flachem Teller. Hellbraun, glatt, gemagert.
Wohngrube Nr. 29. Randscherben eines größeren Rauhtopfes mit Fingertupfenleiste und regelmäßig durchlochtem Mündungsrand. Hellbraun, innen glatt, gemagert.
Wohngrube Nr. 30. Läuferstein mit unregelmäßiger Gebrauchsfläche aus hellrotem Fels. — Gr. Br. 6,2 cm: H. 4,5 cm (Taf. I, 7).
Wohngrube Nr. 30. Roh gekneteter, doppelkonischer Spinnwirtel aus Ton mit zylindrischer Durchbohrung. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. Dm. 5,0 cm; H. 2,4 cm (Taf. I, 25).
Wohngrube Nr. 31. Randscherben einer zweigliedrigen Tasse mit hochgeschwungenem, überständigem Bandhenkel, dessen Seitenkanten aufgebogen sind. Lederbraun, glatt, gemagert. — Hest. 0,7 cm; Hebr. 2,4 cm; Wdst. 0,5 cm (Taf. II, 27).
Wohngrube Nr. 31. Flache, kleine Henkelschale mit hochgeschwungenem, überständigem Bandhenkel und ebenem Boden. Steiler Mündungsrand. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 3,5—4,9 cm; Boden 5,3 cm; Mdm. 10,0 cm (Taf. I, 14).
Wohngrube Nr. 32. Randscherben eines flachen Tellers mit glatter Unterseite. Oberseite mit regelmäßigen Fingernageleindrücken reihenartig verziert. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 6,7 cm; Gr. Br. 5,4 cm; St. 1,2 cm (Taf. II, 2).
Wohngrube Nr. 32. Randscherben eines flachen, dicken Tellers mit glatter Unterseite und mit Mattenabdrücken verzierter Oberseite. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 7,6 cm; Gr. Br. 5,6 cm; St. 1,6 cm.
Wohngrube Nr. 39. Randscherben eines weitmundigen, gerauhten Topfes mit glattem Halsteil und durchlochtem Mündungsrand. Innen glatt, gemagert. — Gr. L. 10,5 cm; Gr. Br. 7,3 cm; Wdst. 0,6—0,8cm (Taf. II, 13).



Abb. 4. Turbia II: Jungsteinzeitliche Werkgeräte (e—g); Siedlungskeramik aus den Wohngruben Nr. 121 (a—d) und Nr. 143 (h—k) von nordillyrischer Herkunft; Keramik (l—n) und Schleifstein (m) wandalischer Herkunft. — a—d, h, k, m, n ¼; e, g ⅔; f ½; i ⅓; l 1/8 nat. Gr.

Wohngrube Nr. 39. Randscherben eines kleineren, gerauhten Topfes mit durchlochtem Mündungsrand. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 5,5 cm; Gr. Br. 6,5 cm; Wdst. 0,6—0,8 cm.
Wohngrube Nr. 48. Fuß einer Fußschale wie in Wohngrube Nr. 51 mit hohlem Standfuß. Hellbraun, Bruch schwärzlich, glatt, gemagert. — Gr. H. 5,6 cm; H. 3,0 cm (Taf. II, 31).
Wohngrube Nr. 48. Randscherben eines gerauhten, tonnenförmigen Topfes mit girlandenartig aufgeklebter Fingertupfenleiste und einer Lochreihe unterhalb des geglätteten Mündungsrandes. Braun, innen glatt, gemagert. — Gr. L. 7,0 cm; Gr. Br. 6,0 cm; Wdst. 0,6—1,2 cm (Taf. II, 18).
Wohngrube Nr. 51. Hoher, schlanker, engmündiger Rauhtopf der Tarnobrzeg-Stufe mit einer wellenförmig angebrachten Fingernagelreihe, mit glattem, steilem, mit regelmäßig verteilten Löchern ausgestattetem Mündungsrand. Auf der Wandung, in halber Höhe, regellos verteilte, aufgeklebte, ringförmige Griffwarzen. Mit kleiner Standplatte. Lederbraun, innen glatt, gemagert. — Gr. H. 29,8 cm; Boden 9,4 cm; Mdm. 14,9 cm (Taf. I, 3).
Wohngrube Nr. 51. Schulterscherben einer Terrine, auf deren Schulter zwei parallele Punktreihen eingedrückt sind. In der Halskehle befindet sich ein waagrechter Strich und über diesem eine zweite zur ersten parallele Punktreihe. Braun, glatt, gemagert. — Gr. L. 12,0 cm; Gr. Br. 9,0 cm; Wdst. 0,9 cm Taf. II, 20).
Wohngrube Nr. 51. Randscherben eines Rauhtopfes mit regelmäßig durchlochtem Mündungsrand. Braun, innen glatt, gemagert. — Schulterscherben einer weitmundigen Terrine mit konischem Hals und gewölbter, mit Schrägstrichgruppen und einer Punktreihe verzierter Schulter. Hellrot, glatt, gemagert.
Wohngrube Nr. 51. Fußschale mit steiler Wandung und leicht eingezogenem Mündungsrand und konischem Standfuß. Dunkelbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 11,3 cm; Boden 8,4 cm; Gr. Br. 15,5 cm (Taf. I, 9).
Wohngrube Nr. 56. Schulterscherben einer zweigliedrigen, kleinen, weitmundigen Tasse mit überständigem, abgebrochenem Bandhenkel. Lederbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 7,4 cm; Gr. Br. 4,8 cm; Wdst. 0,4 cm.
Wohngrube Nr. 56. Randscherben einer steilwandigen, mittelgroßen Schale mit einem Randzipfel. Lederbraun, glatt, gemagert. — Wdst. 0,8 cm (Taf. II, 29).

Wohngrube Nr. 56. Mittelscherben eines größeren, mit regelmäßiger Flechtbandverzierung ausgestatteten Gefäßes. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 4,8 cm; Gr. Br. 3,7 cm; Wdst. 0,9 cm (Taf. II, 14)

Wohngrube Nr. 57. Henkelscherben eines kleinen, zweigliedrigen Henkelnapfes mit überständigem, hochgeschwungenem Bandhenkel. Roh gearbeitet, ziemlich dünnwandig, lederbraun, glatt, gemagert. — Wdst. 0,4 cm; Hest. 0,6 cm; Hebr. 1,9 cm (Taf. II, 28).

Wohngrube Nr. 59. Randscherben einer dreigliedrigen Schale mit schlichter Schulter und auswärts gebogenem Halsteil. Dunkelbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 7,9 cm; Gr. Br. 7,6 cm; Wdst. 0,8 cm. (Taf. II, 22).

Wohngrube Nr. 59. Hüttenbewurf mit runden Stangenabdrücken auf der Innenseite; dazu eine schräg verlaufende Stange. Auf der Außenseite ebenfalls profiliert. Rotbraun, verziegelt, glatt, gemagert. — Gr. L. 9,5 cm; Gr. B. 8,1 cm; Wdst. 2,9 cm.

Wohngrube Nr. 59. Hüttenbewurf mit großen, parallelen Abdrücken von runden Stangen und einem schräg dazu verlaufenden Balken. Rotbraun, verziegelt. — Gr. L. 9,5 cm; Gr. Br. 8,3 cm; Wdst. 3,3 cm (Taf. II, 34).

Wohngrube Nr. 63. Mittelscherben eines großen Rauhtopfes mit senkrechten, tief eingedrückten Fingerstrichen. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 4,9 cm; Gr. Br. 8,7 cm; Wdst. 1,5 cm. (Taf. II, 35).

Wohngrube Nr. 67. Randscherben einer zweigliedrigen Schale mit leicht gewölbter, mit Schrägstrichgruppen verzierter Schulter. Grau, glatt, gemagert. — Gr. L. 4,9 cm; Gr. Br. 6,0 cm; Wdst. 0,5—0,7 cm (Taf. I, 17).

Wohngrube Nr. 69. Schulterscherben eines großen, terrinenförmigen Gefäßes mit einer breiten, stehenden Buckelwarze auf der glatten Schulter. Lederbraun, Bruch schwärzlich, gemagert. — Gr. L. 11,5 cm; Gr. Br. 9,1 cm; Wdst. 1,3 cm. (Taf. II, 23).

Wohngrube Nr. 69. Randstück eines großen Tellers mit ebener Unterseite, aufgebogenem Rand und Fingernageleindrücken auf der Oberseite. Hellbraun, mit Glimmerkörnern gemagert. — Dm. etwa 30,0 cm; St. 1,0—1,2 cm (Taf. II, 5).

Wohngrube Nr. 70. Bandhenkel mit aufgebogenen Seitenkanten. Wohl von einer Tasse. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. Br. 3,2 cm; St. 0,6 cm.

Wohngrube Nr. 75. Schulterscherben eines großen Gefäßes mit gewölbter Schulter und glattem Halsteil. Auf der Schulter eine sehr regelmäßige, breite Flechtbandverzierung. Hellbraun, innen abgelaugt, glatt, gemagert. — Gr. Br. 7,8 cm; Gr. L. 7,8 cm; Wdst. 1,0—1,3 cm (Taf. II, 10).

Wohngrube Nr. 77. Klinge eines geraden Eisenmessers. Stark verrostet und geblüht. Spitze beschädigt. — Erh. L. 9,3 cm; Gr. Br. 1,8 cm; St. 1,0 cm (Taf. I, 13).

Wohngrube Nr. 78. Unterteil eines steilen, schlanken, eiförmigen Topfes mit ebenem Standboden. Abgelaugt, innen glatt, hellbraun, gemagert.

Wohngrube Nr. 83. Mittelscherben eines großen Gefäßes mit Wolfszahnornament (Flechtbandverzierung). Braun, glatt, gemagert. — Gr. L. 5,0 cm; Gr. Br. 2,7 cm; Wdst. 1,2 cm.

Wohngrube Nr. 83. Rest eines großen, flachen Tellers mit Mattenabdrücken.

Wohngrube Nr. 85. Schulterscherben eines zweigliedrigen Gefäßes mit Schrägstrichgruppen auf der Schulter und einer breit gezogenen, waagrecht gestellten, länglichen Griffwarze. Der abgesetzte Halsteil leicht ausladend. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 8,6 cm; Gr. Br. 6,8 cm; Wdst. 0,6—1,5 cm (Taf. II, 36).

Wohngrube Nr. 85. Mittelscherben eines Rauhtopfes mit ringförmiger Griffwarze. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 3,7 cm; Gr. Br. 5,3 cm; Wdst. 0,7—1,1 cm.

Wohngrube Nr. 86. Fuß einer Schale wie in Wohngrube Nr. 51 mit mittelhohem, hohlem Fuß. Nur fragmentarisch erhalten. Rotbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 4,2 cm; Wdst. 1,0 cm (Taf. I, 19).

Wohngrube Nr. 88. Unterteil eines glatten, eiförmigen Topfes mit ebenem Boden. Braun, glatt, gemagert. — Erh. H. 11,4 cm; Boden 8,1 cm; Wdst. 0,7 cm.

Wohngrube Nr. 88. Randscherben eines kleinen, steilwandigen, gerauhten Gefäßes mit Löchern unterhalb des Mündungsrandes. Braun, glatt, gemagert. — Bruchstück von einem flachen Teller mit Mattenabdrücken. Hellbraun, glatt, gemagert.

Wohngrube Nr. 92. Kleine, zweigliedrige Schale mit ausladendem Mündungsrand, schmaler, schlichter Schulter und kleiner Bodendelle. Mit wohl randständig gewesenem Bandhenkel. Schwärzlich, glatt, gemagert. — Gr. H. 5,3 cm; Gr. W. 11,7 cm; Mdm. 11,7 cm; Boden 2,1 cm: Wdst. 0,6 cm (Taf. I, 18).

Wohngrube Nr. 92. Kleine, steilwandige Henkeltasse (napfförmig) mit wohl randständig gewesenem Bandhenkel. Rechts und links des Henkels je eine Buckelwarze. Dunkelbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 4,8 cm; Boden 3,4 cm; Gr. W. 8,2 cm (Taf. I, 22).

Wohngrube Nr. 94. Oberteil eines steilwandigen Napfes oder einer Fußschale mit leicht eingezogenem Mündungsrand. Lederbraun, glatt, gemagert. — Erh. H. 7,5 cm; Gr. L. 16,1 cm; Wdst. 0,6 cm (Taf. I, 10).

Wohngrube Nr. 96. Randscherben eines kleinen Rauhtopfes mit regelmäßig durchlochtem Mündungsrand. Braun, innen glatt, gemagert. — Schulterscherben eines mittelgroßen Gefäßes mit flachem Buckel. Dunkelbraun, glatt, gemagert.

Wohngrube Nr. 97. Randscherben von mittelgroßem Rauhtopf mit regelmäßig durchlochtem Mündungsrand. Braun, innen glatt, gemagert. — Randstück eines flachen Tellers mit glatter Unterseite und Mattenabdrücken verzierter Oberseite. Rotbraun, glatt, gemagert.

Wohngrube Nr. 98. Randscherben einer Schale mit eingezogenem, geradem Rand. Lederbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 10,2 cm; Gr. Br. 6,6 cm; Wdst. 0,8 cm. Vgl. Frühgeschichtliche Reste S. 264.

Wohngrube Nr. 100. Randscherben eines größeren, weitmundigen, gerauhten Vorratstopfes mit steiler Wandung und wellenförmig eingedrückter Fingertupfenreihe. Unterhalb des geglätteten Mündungsrandes eine umlaufende Reihe von kleinen Einstichen, die nicht durch die ganze Wandung hindurchgehen. Braun, glatt, gemagert. — Gr. L. 12,2 cm; Gr. Br. 12,1 cm; Wdst. 0,4—0,9 cm (Taf. II, 8).

Wohngrube Nr. 100. Randscherben einer großen, weitmundigen, steilwandigen Schale mit geradem Mündungsrand, der einen lappenförmigen Griffzapfen trägt. Lederbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 11,8 cm; Gr. Br. 7,2 cm; Wdst. 0,8 cm.

Wohngrube Nr. 100. Randscherben eines großen Vorratstopfes mit gerauhter Wandung und einer Fingertupfenreihe und lochartigen Eintiefungen unterhalb des Mündungsrandes, die nicht durch die Gefäßwandung hindurchgehen. Braun, innen glatt, gemagert. — Randteil eines Tellers mit Mattenabdrücken auf der einen und glatter Fläche auf der anderen Seite. Hellbraun, glatt, gemagert.

Wohngrube Nr. 106. Schlanker, gerauhter Topf mit groben, fingerbreiten Schrägstrichen auf der Gefäßwandung. Auf dem Hals eine waagrechte Reihe von Fingernageleindrücken. Unterhalb des Mündungsrandes Löcher in regelmäßigen Abständen. Mündungsrand geglättet. Stark beschädigt. Standplatte mit ebenem Boden. Hellbraun, innen glatt, gemagert. — Gr. H. 21,4 cm; Boden 10,0 cm; Gr. W. 15,6 cm (Taf. II, 2).

Wohngrube Nr. 106. Schulterscherben eines großen, terrinenförmigen Gefäßes mit Gruppen von drei senkrecht gestellten Griff- und Zierleisten. Halsteil abgesetzt. Außen dunkelbraun, innen hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 12,0 cm; Gr. Br. 7,8 cm; Wdst. 0,9—1,0 cm (Taf. II, 24).

Wohngrube Nr. 108. Schulterscherben eines Rauhtopfes mit aufgeklebter, vertikal gestellter Griffwarze. Innen glatt, außen gerauht, hellbraun, gemagert. — Gr. L. 8,5 cm; Gr. Br. 8,1 cm; Wdst. 1,0 cm (Taf. II, 25).

Wohngrube Nr. 109. Bruchstück eines großen, flachen Tellers mit glattem Rand und glatter Unterseite. Auf der Oberseite Mattenabdrücke und eingestochene Löcher, die regellos über die Fläche verteilt sind. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 10,4 cm; Gr. Br. 11,2 cm; St. 1,5 cm (Taf. II, 4).

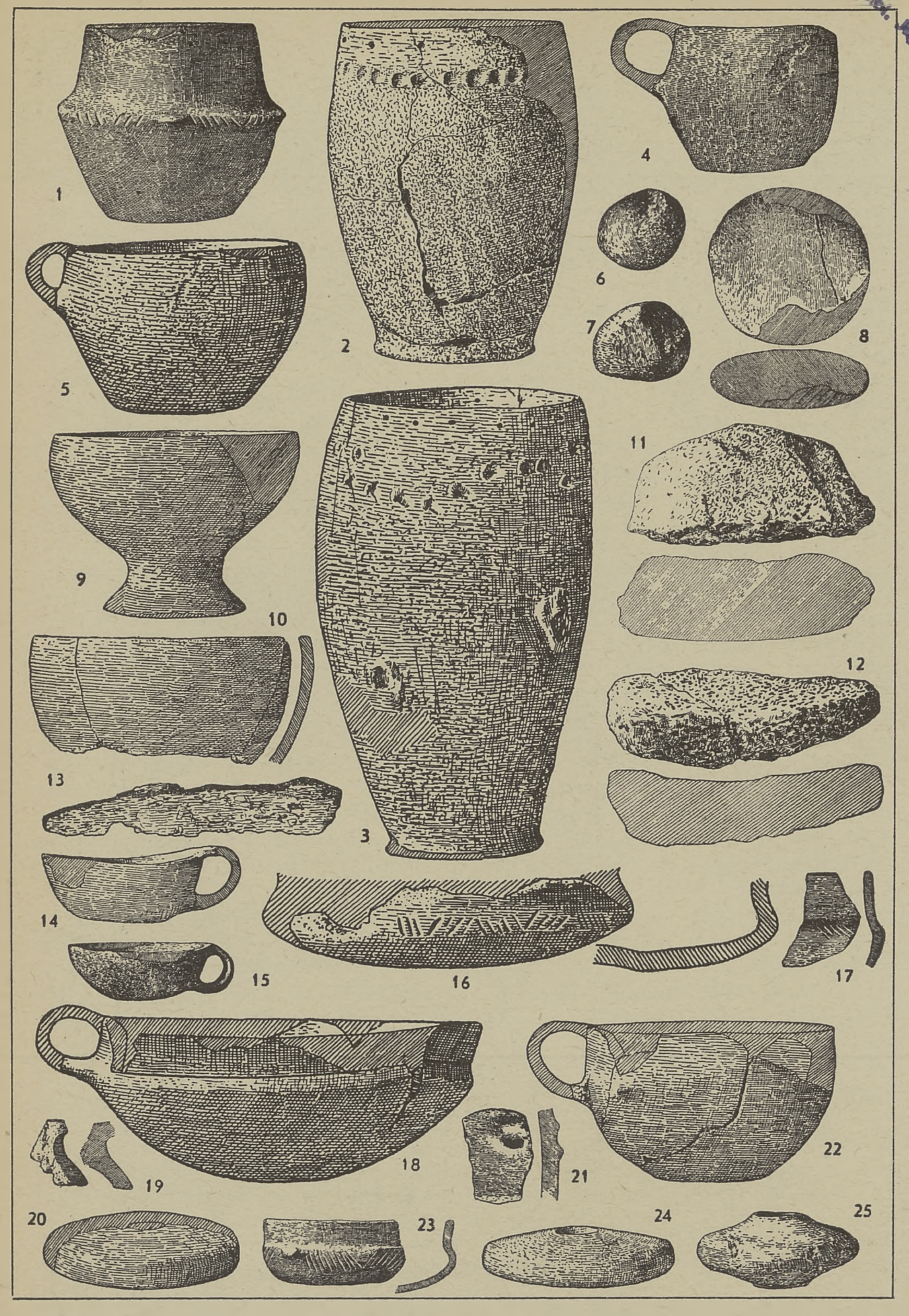
Wohngrube Nr. 114. Schlanker, gerauhter Topf mit steilen Wänden. Über dem ebenen Standboden ein geglätteter Streifen. Oberteil abgebrochen. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 14,5 cm; Gr. W. 12,8 cm; Boden 8,7 cm; Wdst. 0,7 cm.

Wohngrube Nr. 116. Flaches Schälchen mit randständigem Bandhenkel und leicht eingezogenem Boden. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 3,6 cm; Boden 3,2 cm; Gr. W. 9,0 cm; Hebr. 2,0 cm; Hest. 0,5—0,8 cm; Wdst. 0,6 cm (Taf. I, 15).

Wohngrube Nr. 116. Standfuß einer Schale wie in Wohngrube Nr. 51 mit niedrigem, standringähnlichem, hohlem Fuß. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 3,5 cm; Boden 6,0 cm (Taf. II, 7).

Wohngrube Nr. 120. Bruchstück eines großen, dicken Tellers mit glatter Unterseite und mit Mattenabdrücken und Löchern verzierter Oberseite. Die Löcher gehen durch den Teller hindurch. Rot, glatt, gemagert.

Wohngrube Nr. 122/123. Randscherben eines großen, steilwandigen Vorratstopfes mit gerauhter Außenseite und glattem, in regelmäßigen Abständen durchlochtem Mündungsrand. Rotbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 10,1 cm; Gr. Br. 8,3 cm; Wdst. 0,6—0,8 cm (Taf. II, 11).



Turbia II: Siedlungsfunde der Urgemanenzeit (Tarnobrzegstufe der Nordillyrer). — 1, 4 ⅓; 2, 3, 6—10, 14, 15, 17, 19, 21, 23 ¼; 5, 13, 16, 18, 20, 22, 24, 25 ½; 11, 12 1/8 nat. Gr.



Turbia II: Siedlungsfunde der Tarnobrzegstufe (1—36) und Funde der frühgeschichtlichen Zeit (40—47). — 1—32, 34—36, 41, 44 ¼; 33, 37—39, 42, 45—47 ½; 40, 43 1/1 nat. Gr.

Wohngrube Nr. 124. Mittelhoher Standfuß einer Schale wie in Wohngrube Nr. 51. Die Schale selbst fehlt. Lederbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 4,4 cm (Taf. II, 32).

Wohngrube Nr. 125. Scheibenförmiger, dicker, flacher Spinnwirtel aus Ton, zur Hälfte erhalten. Hellbraun, glatt, gemagert. — Dm. 6,0 cm; H. 1,9 cm (Taf. II, 20).

Wohngrube Nr. 126. Randscherben eines großen, gerauhten Vorratstopfcs mit steiler Wandung und glattem Rand, der in regelmäßigen Abständen durchlocht ist. In Halshöhe unregelmäßige, dreieckige Eindrücke in einer Reihe. Braun, glatt, gemagert. — Gr. L. 5,4 cm; Gr. Br. 8,3 cm; Wdst. 0,7—1,1 cm (Taf. II, 5).

Wohngrube Nr. 126. Flacher, kugelförmiger Läuferstein, der auch nach den zugeschlagenen Seitenkanten als Schlagstein benutzt worden sein kann, aus Fels. — Gr. L. 5,7 cm; Gr. H. 4,4 cm (Taf. I, 6).

Wohngrube Nr. 126. Drei Läufersteine aus verschiedenem Gestein.

Wohngrube Nr. 129. Kleine, zweigliedrige Schale mit steilem Halsteil und mit Schrägstrichgruppen verzierter, gewölbter Schulter. Zwischen den Strichgruppen eine waagrechte, beschädigte Griffleiste an der Schulter. — Gr. H. 4,2 cm; Gr. L. 9,0 cm; Wdst. 0,5 cm (Taf. I, 23).

Wohngrube Nr. 129. Großer Randscherben eines flachen Tellers mit glatter Unterseite und mit Mattenabdrücken verzierter Oberseite. Nur der Rand ist geglättet. Hellbraun, gemagert. — Dm. etwa 35,0—40,0 cm; St. 1,4 cm (Taf. II, 1).

Wohngrube Nr. 133. Kleiner, gerauhter, eiförmiger Topf mit ebenem Standboden. Auf der größten Weite des Gefäßes eine unregelmäßige Linie senkrechter Einstiche. Oberteil des Gefäßes fehlt. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. H. 8,5 cm; Boden 5,8 cm; Gr. W. 10,7 cm.

Wohngrube Nr. 133. Steilwandige Henkeltasse (napfförmig) mit abgebrochenem, wohl randständigem Bandhenkel. Etwas roh gearbeitet, Standboden eben, braun, glatt, gemagert. Nur zur Hälfte erhalten. — Gr. H. 7,1 cm; Boden 5,0 cm; Gr. W. 8,4; Wdst. 0,6 cm (Taf. I, 4).

Wohngrube Nr. 133. Kleines, doppelkonisches Gefäß mit herausgezogenem Schulterumbruch, konischem Halsteil und leicht gewölbtem Unterteil. Auf der Schulter Schrägstrichgruppen und fünf waagrecht gestellte Buckelwarzen. Standboden eben, Halsteil beschädigt. Hellbraun mit schwärzlichen Flecken, glatt, gemagert. — Gr. H. 9,5 cm; Boden 5,7 cm; Gr. W. 10,8 cm; Mdm. 7,9 cm; Wdst. 0,5—0,7 cm (Taf. I, 1).

Wohngrube Nr. 133. Randscherben eines größeren, flachen Tellers mit glatter Unterseite und mit Fingernageleindrücken verzierter Oberseite. Hellbraun, glatt, gemagert. — Wdst. 0,7—0,9 cm.

Wohngrube Nr. 133. Schulterscherben mit reicher, flüchtig gearbeiteter Strichgruppenverzierung ähnlich dem Flechtbandornament. Mit sichtbarer Halskehle. Außen schwärzlich, innen hellgrau, ziemlich feintonig, glatt, gemagert. — Gr. L. 5,0 cm; Gr. Br. 5,6 cm; Wdst. 0,8 cm (Taf. II, 16).

Wohngrube Nr. 135. Randscherben einer Tasse mit hochgeschwungenem Henkel (abgebrochen). Lederbraun, glatt, gemagert.

Wohngrube Nr. 137. Randstück eines brotförmigen Mahlsteines aus Fels mit leicht gewölbter, glatter Unterseite und grob zugeschlagener Oberseite. — Gr. L. 11,7 cm; Gr. Br. 5,7 cm; St. 4,0 cm (Taf. I, 11).

Wohngrube Nr. 151. Kleiner Mittelscherben eines reichverzierten Gefäßes mit einem Band horizontaler Furchen und dem mit Strichen eingedrückten Wolfszahnornament. Außen dunkelbraun, innen hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 4,8 cm; Gr. Br. 4,1 cm; Wdst. 0,9 cm (Taf. II, 15).

Wohngrube Nr. 154. Großer Randscherben eines stattlichen Vorratstopfes mit gerauhter Außenseite und auswärts gebogenem Mündungsrand. Braun, innen glatt, gemagert.

Wohngrube Nr. 156. Randscherben von Vorratstopf mit Fingernagelreihe und durchlochtem Mündungsrand. Braun, innen glatt, gemagert.

Wohngrube Nr. 160. Großer, diskusförmiger Lehmpatzen mit linsenförmigem Profil. Zerbrochen, leicht gebrannt, hellbraun, ziemlich glatt, gemagert. — Dm. 5,0 cm; Gr. St. 3,7 cm (Taf. I, 8).

Einzelfund 1. Schulterscherben eines großen Gefäßes mit gewölbter Schulter und Schrägstrichgruppen. In der Halskehle eine waagrechte Zierlinie. Hellbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 8,8 cm; Gr. Br. 6,4 cm; Wdst. 1,1 cm (Taf. II, 26).

Einzelfund 2. Schulterscherben eines größeren Gefäßes mit gewölbter Schulter und einer aufgeklebten Schrägriefe, die mit Schräglinien abwechselt. In der Halskehle eine Zierfurche und über dieser drei eingestochene Punkte. Braun, glatt, gemagert. — Gr. L. 5,2 cm; Gr. Br. 7,3 cm; Wdst. 1,1 cm (Taf. II, 21).

Einzelfund 3. Randscherben eines Rauhtopfes mit durchlochtem Rand. — Fragment eines kleinen Miniaturgefäßes mit eingezogenem Boden. Hellbraun, glatt, gemagert.
Einzelfund 4. Randscherben einer steilwandigen Schale mit geradem, leicht eingezogenem Mündungsrand. Lederbraun, glatt, gemagert. — Gr. L. 8,0 cm; Gr. Br. 5,5 cm; Wdst. 0,7 cm (Taf. II, 19).
Einzelfund 5. Kinderklapper von kugeliger Form mit Stein im Innern und einem Loch zum Aufstecken eines Stieles. Großenteils abgeblättert. Hellrotbraun, z. T. glatt, gemagert. — Gr. Br. 3,7 cm; Öffnung 0,4 cm (Taf. II, 33).
Einzelfund 6. Scheibenförmiger Spinnwirtel aus Ton mit einer fast ebenen und einer gewölbten Seite. Mit abgerundeten Kanten und zylindrischer Durchbohrung. Hellbraun, glatt, gemagert. Gr. Dm. 5,9 cm; H. 1,7 cm (Taf. I, 24).

Kaiserzeit:

Wohngrube Nr. 15. Standfuß eines trichterförmigen, situlenartigen Gefäßes mit ebenem Boden und sehr dickem Bodenteil. Schwärzlich, außen geglättet, gemagert. — H. 6,1 cm; Boden 10,5 cm; Wdst. 1,2 cm (Abb. 4 l).
Einzelfund 7. Vierkantiger Schleifstein aus dunkelbraunem Felsgeröll mit einer Schleifrinne. — Gr. L. 11,8 cm; Gr. Br. 4,5 cm; St. 3,5 cm (Abb. 4 m)
Einzelfund 8. Randscherben eines mittelgroßen, bauchigen, gedrungenen, grob gekneteten Gefäßes mit auswärts gebogenem Mündungsrand. Oberfläche unregelmäßig und rauh. Dunkelrotbraun, leicht gebrannt, stark gemagert. — Gr. L. 8,2 cm; Gr. Br. 6,9 cm; Wdst. 0,9 cm (Abb. 4n).

Aus der Fülle des Fundstoffes geht eindeutig hervor, daß wir eine Siedlung der Tarnobrzegstufe vor uns haben, in der die wenigen, sporadisch auftretenden kaiserzeitlich anmutenden Reste entweder nicht als solche zu werten sind, was bei Siedlungsresten nicht unmöglich ist, oder zufällig später mit verschleppter Erde auf die Siedlung des Eichberges gelangt sind. Der Formenvorrat der späten Lausitzer Kultur tritt hier mit allen typischen Vertretern der Keramik auf. Die Hauptmasse des Gebrauchsgeschirrs besteht aus Rauhtöpfen, vor allem solchen mit in regelmäßiger Reihe durchlochtem Mündungsrand und Fingernageleindrücken oder aufgeklebter Fingertupfenleiste. Erstaunlich häufig sind in Turbia II die großen, flachen Teller mit flachem Rand und Mattenabdrücken, wenn schon auch andere Tellerarten, z. B. mit Fingernageleindrücken, vorkommen. Zum üblichen Hausrat der „Lausitzer" gehören die Terrinen mit verzierter Schulter, niedrige Tassen und Henkelnäpfe mit überständigem Bandhenkel. Gelegentlich erscheint hier noch der Doppelkegel und die Kinderklapper, wie sie in Urnenfeldern anderwärts oft begegnen. Dann gibt es die mehrgliedrigen Schalen (S-Schalen) und solche mit eingezogenem Rand. An Verzierungsmotiven besitzen wir auch in Turbia die für die jüngere Lausitzer Stufe typischen Flechtbandleisten und Sparrenmuster (Schrägstrichgruppen); Buckel, Schrägwülste und Knubben oder Griffwarzen ergänzen das Bild. Selten sind im Sangebiet die Fußschalen mit halbkugeliger Schale und halbhohem, steilwandigem, hohlem Fuß. Sie sind nach dem Tonmaterial einwandfrei lausitzisch und nicht etwa mit der kaiserzeitlichen Fußschale von Turbia I (S. 214, Abb. 3a) mit anderem Duktus und kaiserzeitlicher Zierweise sowie anderem Ton nebst Überfang zu verwechseln. Die lausitzischen flachen Spinnwirtel aus Ton lassen sich meist von kaiserzeitlichen (meist doppelkonischen) unterscheiden.

Der zahlreiche Hüttenbewurf legt beredtes Zeugnis vom Oberbau der Hütten und Häuser ab, die mit Pfosten und Stangen aufgebaut und mit Lehm verkleidet waren. Oft hat die spätere Abtragung oder Veränderung der Humusschicht die oberen

Teile des Hauses und auch die Pfostenlöcher verwischt, so daß wir meist nur rundliche oder ovale Grundrisse erkennen können, die über die alte Hausform wenig aussagen[5]). Die Gruben waren meist nur 1 Meter bis 1,50 Meter groß; eine Grube war allerdings 3 Meter lang. Verziegelter Lehm und Steinanhäufungen deuten auf Herdanlagen hin. Manche Gruben, wie Nr. 32, 36, 59 u. a., wurden mehrfach nach Unterbrechungen wiederbenutzt. Die Mahlsteine mit Läufersteinen bezeugen die Seßhaftigkeit einer bäuerlichen Bevölkerung.

Wie bereits aufgezählt, enthielt die Siedlung, die durch die Keramik und ein hallstättisches (?) Eisenmesser (Grube Nr. 77, Taf. I, 13) in die Zeit um 500 vor Zw. datiert wird, einzelne Zeugen der Indogermanenzeit (Jungsteinzeit), die aber auf den Äckern der jungsteinzeitlichen Siedler verlorengegangen sein können oder aus ihrem Schweifgebiet stammen, da rein jungsteinzeitliche Grubenwohnungen nicht beobachtet werden konnten. Weiterhin fanden sich Reste, wie der vierkantige Schleifstein (Einzelfund, Abb. 4m) oder der Situlenfuß (Grube Nr. 15, Abb. 41), aus der Kaiserzeit (?), wofür ähnliche Gründe oder spätere Verschleppung als Herkunftserklärung gelten dürften.

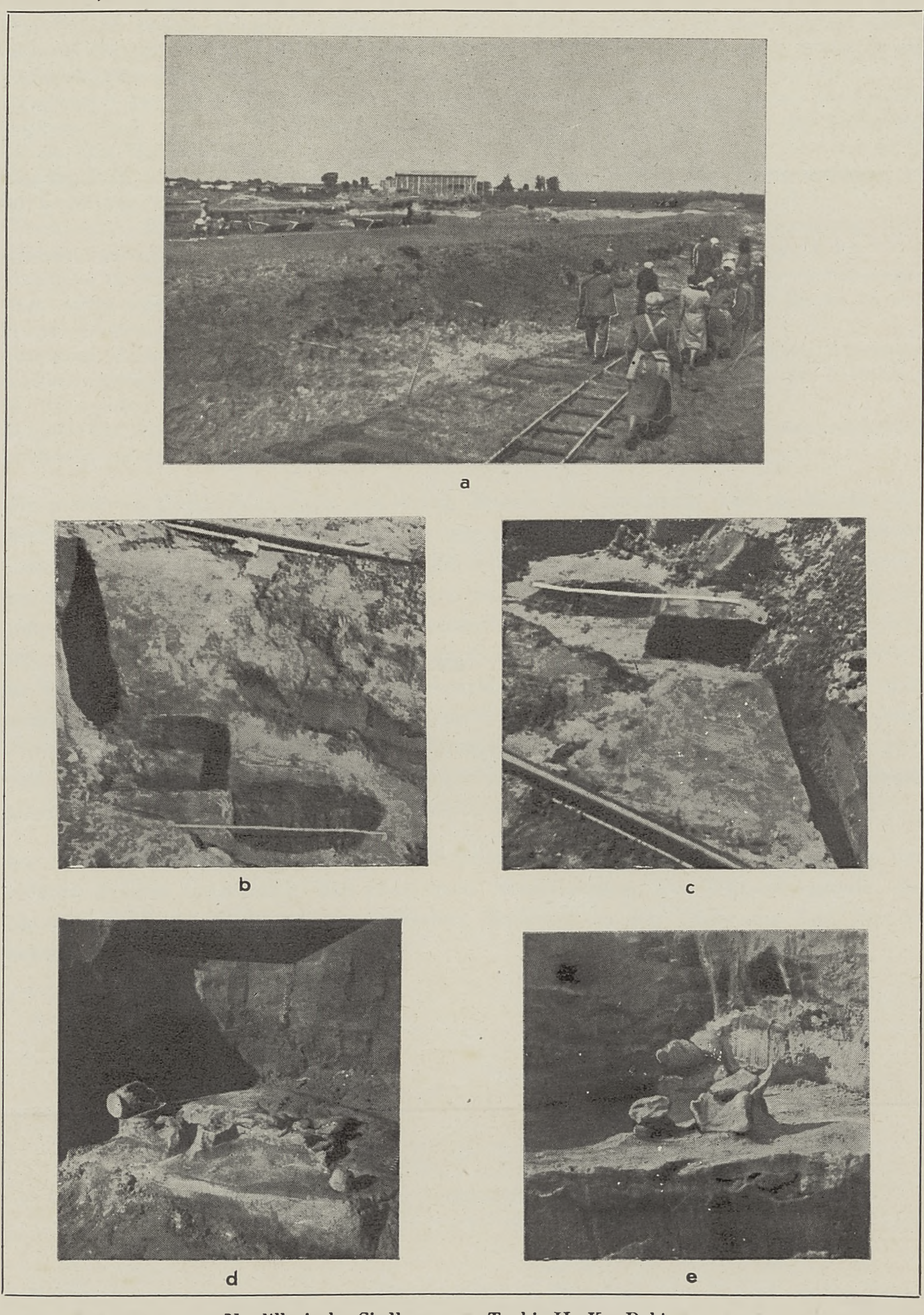
Anders steht es mit den frühgeschichtlichen Funden des Eichberges, die einwandfrei aus einem kleinen Skelettgräberfriedhof stammen. So hat man an Stelle Nr. 66 in 40 bis 60 cm Tiefe zusammen zwei Schläfenringe gefunden; ferner lagen dort eine Schieferperle, ein Eisenmesser und Silbermünzreste, also die typische Ausstattung eines frühgeschichtlichen Skelettgrabes. Skelettreste in Gestalt von Schädelfragmenten traten in 55 cm Tiefe in der Grube Nr. 151 neben lausitzischen Resten auf. Frühgeschichtliche Scherben ließen sich aus der Grube Nr. 98 (lausitzisch) aussondern. Die Stelle Nr. 158 enthielt in bewegtem Sand außer Lausitzer Scherben Schädelreste und ein Eisenmesser.

Frühgeschichtlich:

Grab Nr. 66. Große, dicke Perle mit abgerundeten Kanten und zylindrischer Durchbohrung. Aus rötlichem, wolhynischem Schiefer (als Spinnwirtel benutzt?). — Dm. 2,6 cm; H. 1,6 cm (Taf. II, 42). Ein Schläfenringpaar aus vollem, dickem Draht mit einem abgeschnittenen und einem S-förmigen, eingerollten, bandartigen, mit parallelen Strichen verzierten Ende. Schlechte Legierung: Bronze oder Silber. Grünlichweiß. — Dm. 1,8 cm; St. 0,4 cm (Taf. II, 43).
Gerades, eisernes Messer mit zur Griffangel verlaufendem Rücken und verlaufender Schneide. Spitze abgebrochen. Stark verrostet. — Erh. L. 11,9 cm; Gr. Br. 1,8 cm; St. 1,0 cm (Taf. II, 38).
Zwei zusammengehörige Fragmente einer halben Silbermünze. — Dm. 1,45 cm; St. 0,1 cm (Taf. II, 40).
Wohngrube (?) Nr. 98. Randscherben eines grob gekneteten Gefäßes mit auswärts gebogenem Mündungsrand. Hellrotbraun, gemagert. Gr. L. 5,5 cm; Gr. Br. 5,1 cm; Wdst. 0,8—1,1 cm (Taf. II, 41).
Mittelscherben eines Drehscheibengefäßes mit einem Band waagrechter Striche und einer dreizinkigen Wellenlinie, unter der sich noch eine zweizinkige Wellenlinie befindet. Dünnwandig, hartgebrannt, gemagert. — Gr. L. 4,2 cm; Gr. Br. 4,0 cm; Wdst. 0,6 cm (Taf. II, 44.

---

[5]) Pfostenhäuser der Nordillyrer, z. B. bei Schuchhardt, Carl, Vorgeschichte von Deutschland. München und Berlin 1929. S. 153 (Römerschanze bei Potsdam) und S. 155 (Baalshebbel bei Starzeddel); ferner Oberbau bei Radig, Wohnung, Siedlung, Burg. In: Frenzel, Radig, Reche, Grundriß der Vorgeschichte Sachsens. Leipzig 1935. S. 189, Abb. 25 (Gaunitz und Gävernitz bei Meißen).



Nordillyrische Siedlung von Turbia II, Kr. Dębica:
a Abtragung auf dem Eichberg von SO her; b Wohngrube Nr. 3 von N her; c Wohngrube Nr. 3 von S her; d Wohngrube Nr. 106 von NO her mit Keramik und Läuferstein; e Wohngrube Nr. 133 von NW her mit Gefäßresten. — a—c phot. Sektion Vorgeschichte; d, e, phot. Abt. Wiss. u. Unterricht d. Distr. Krakau.

Bibl. Jag.

Grab Nr. 158. Kleines, gerades Eisenmesser mit leicht gewölbtem Rücken, der zum Griffdorn schräg abgesetzt ist, und wohl zum Griffdorn übergehender Schneide. An dieser Stelle stark geblüht, sonst verhältnismäßig gut erhalten. — Gr. L. 10,1 cm; Gr. Br. 1,6 cm; St. 0,5 cm (Taf. II, 39).
Einzelfund 9. Gerades, eisernes Messer mit abgesetztem Rücken und abgesetzter Schneide und breitem Griffdorn. Stark verrostet. Spitze abgebrochen und beschädigt. — Gr. L. 14,5 cm; Gr. Br. 1,8 cm; St. 0,8 cm (Taf. II, 37).
Einzelfund 10. Tönerner Fuß eines Grapengefäßes aus hartgebranntem Ton. Etwas gemagert. — Gr. L. 3,8 cm; Gr. St. 2,0 cm (Taf. II, 47).
Einzelfund 11. Mittelscherben eines großen Gefäßes mit vierzinkiger, steiler Wellenverzierung. Hellrotbraun, innen glatt, gemagert. — Gr. L. 5,5 cm; Gr. Br. 5,0 cm; Wdst. 1,4 cm (Taf. II, 45).
Einzelfund 12. Randscherben eines mittelgroßen, scheibengedrehten Gefäßes mit profiliertem Mündungsrand. Außen weißlichgrau, innen schwärzlich, ziemlich feintonig, hart gebrannt. — Gr. L. 5,8 cm; Gr. Br. 3,6 cm; Wdst. 0,4—0,7 cm (Taf. II, 46).
Einzelfund 13. Randscherben eines größeren Gefäßes (Drehscheibenware) mit profiliertem Mündungsrand und schwärzlichem Überfang. Innen hellbraun, ziemlich feintonig, hart gebrannt. — Gr. L. 10,4 cm; Gr. Br. 4,2 cm; Wdst. 0,4—0,7 cm.
Einzelfund 14. Mittelscherben eines Drehscheibengefäßes mit Gurtfurchen auf der Innenseite und parallelen Riefen auf der Außenseite. Hellrotbraun, glatt, gemagert.

Die massiven Schläfenringe aus einem Metall, das chemisch oder spektralanalytisch untersucht werden soll, stammen aus dem 11. bis 12 Jahrhundert. Vielleicht vermag die Silbermünze das Grab Nr. 66 noch genauer zu datieren. Die Prägung mit hohem Rande ist bei der zerschnittenen, d. h. halbierten Münze schwer zu erkennen. Es fragt sich auch, ob sie ein Sachsenpfennig[6] (früher im Volksmund „Wendenpfennig") aus Deutschland ist oder eine barbarische Nachprägung eines Analphabeten im mittelalterlichen polnischen Herrschaftsbereich[7]). Ein eigenes Münzwesen gab es bei den westslawischen Stämmen nicht[6]). Nach westdeutschen Vorbildern (sog. Otto-Adelheids-Denar) stammt die Silbermünze aus der 2. Hälfte des 10. Jhs. Damit wird auch die zugehörige Schieferperle aus Wolhynien datiert, was bei diesen häufiger auftretenden Stücken bisher nicht möglich war.

Am wichtigsten bleibt aber auf dem Eichberg von Turbia II die Feststellung der zweiten großen Ansiedlung, also dörflichen Niederlassung, der Tarnobrzegstufe, die das nordillyrische Volk indogermanischer Herkunft in der Nähe des San hinterlassen hat.

Alle Federzeichnungen von der Sektion Vorgeschichte am Institut für deutsche Ostarbeit.

---

[6]) Walther Haupt, Sachsens vor- und frühgeschichtliche Münzfunde. In: Frenzel, Radig, Reche, Grundriß der Vorgeschichte Sachsens. Leipzig 1935. S. 277 ff.
[7]) M. Gumowski, Podręcznik do numizmatyki polskiej. Krakau 1914. Tafel I. — J. Kostrzewski, Gniezno w zaraniu dziejów w świetle wykopalisk. Posen 1939 = Bibl. Prehist. Bd. IV. Taf. G.

VOLKSKUNDLICHE UNTERSUCHUNGEN IN DEM GÓRALISCHEN DORF SZAFLARY

VON DR. INGEBORG SYDOW

Assistentin an der Sektion Rassen- und Volkstumsforschung am Institut für Deutsche Ostarbeit Krakau

An der Bahnstrecke zwischen Neumarkt-Dunajec und Zakopane, dem zackigen Profil der Tatra vorgelagert, liegt Szaflary, ein góralisches Dorf mit etwa 1300 Einwohnern. Verstreut liegende Bauernhäuschen in grauer Tönung mit eigenartig abgebogenen Dächern kennzeichnen das Dorf. Es zieht sich vom Burgberg an über den eigentlichen Bahnhof Szaflary-Station bis über die Haltestelle Szaflary-Dorf hinaus am Dunajec entlang. Da die Dorfstraße in einem sanften Talboden verläuft, der durch das terrassenförmige Land bedingt ist, liegen die Häuser größtenteils versteckt, so daß nur gerade noch die Dachspitzen und der behäbige Kirchturm hervorlugen. Auffallend dabei ist, daß in dem mittleren Teil des Dorfes, der zugleich der älteste ist, viele rote Dächer zu sehen sind, im Gegensatz zu den zerstreut liegenden Höfen am Dorfrande.

Bei einer Abhandlung über Szaflary muß zunächst auf den Aufsatz von Dr. Anton Plügel[1]) hingewiesen werden, in dem sehr ausgiebige und klare Ausführungen über Volkstum und Kultur der Góralen zu finden sind. Die vorliegende Untersuchung will keine abgeschlossene Monographie, sondern nur eine vorläufige Stoffsammlung sein, durch die Plügels Ergebnisse im wesentlichen bestätigt werden. Das Dorf Szaflary gilt im allgemeinen bei polnischen Fachleuten als bevölkerungsmäßig allzu gemischt. Es habe wenig von seinem ursprünglichen Charakter bewahrt und sei daher für die volkskundliche Forschung verhältnismäßig unergiebig. Um so erfreulicher war es, daß sich trotzdem viele alte, für die Gegend typische Elemente erkennen ließen, wie sie in sogenannten altertümlichen Dörfern nicht besser anzutreffen sind. Bisher haben in Szaflary noch keinerlei wissenschaftliche Einzeluntersuchungen stattgefunden.

Besonderer Dank gebührt Herrn Kreishauptmann Malsfey, der die Arbeit weitgehend unterstützte[2]).

Szaflary ist eine mittelalterliche deutsche Siedlung des Neumarkter Landes. Seine erste Erwähnung kommt in einer Originalurkunde von 1338 vor[3]). Am 1. September 1338

---

[1]) A. Plügel, Die podhalanischen Góralen im südlichsten Teil des Kreises Neumarkt, in der „Burg", Jg. II. 1941, Heft 3; Jg. III. 1942, Heft 1 u. 2.

[2]) J. Zborowski, Kustos am Tatra-Museum in Zakopane, stellte mir freundlicherweise handschriftliches Material über die geistige Kultur als Ergänzung meines Materials zur Verfügung.
W. Tabor, Lemberg, verfertigte im Rahmen der allgemeinen Untersuchungen die Skizzen.
Benutzte Literatur wird in Anmerkungen angegeben. Eine ausführliche Übersicht über Góralenliteratur befindet sich am Ende von Plügels Aufsatz. Da dort ebenfalls eine genaue geographische Gliederung des Gebietes, in dem Szaflary liegt, sowie die geschichtliche Entwicklung der Góralenstämme und die Erklärung des góralischen Namens enthalten sind, erübrigt es sich, diese an sich grundlegenden Dinge noch einmal zu wiederholen. — Góralen heißen, das sei kurz gesagt alle Bergvölker in der Gegend der Karpaten.

[3]) Kodeks Diplomatyczny Małopolski, Bd. III. S. 655 vgl. Anm. 8. Rafacz S. 14.

überträgt der Kanzler des polnischen Reiches Sbignus seinem Beamten Leupold die Scholtisei in dem Dorf Saphlar mit allen Rechten, die im Magdeburger Recht niedergelegt waren. Da in diesem Zusammenhange von einer Scholtisei gesprochen wird, muß das Dorf schon bestanden, die Gründung also schon früher stattgefunden haben[4]), wahrscheinlich zur Zeit der übrigen Gründungen in dem Gebiet. Im XIII. und XIV. Jh. wurde nämlich auf Veranlassung fürstlicher, ritterlicher und kirchlicher Großgrundbesitzer, die Deutsche aus der Zips und Schlesien herbeiholten, eine Reihe deutscher Orte im Neumarkter Kreis gegründet[5]). — Auffallend ist die Übereinstimmung der Zips mit dem Neumarkter Gebiet sowohl in Dorfverfassung wie in Flurformen[6]). Die „ungarischen" adligen Familien Görgey und Berzeviczy, beide deutschen Ursprungs, suchten bei der Besiedlung der Nordzips durch das Dunajectal hindurch Anschluß bis in die Gegend von Neumarkt hinein[7]).

Die Burg von Szaflary soll das älteste Militär- und Verwaltungszentrum an der polnisch-ungarischen Staatsgrenze gewesen sein. Sie wurde auf einem erhöht liegenden Kalkfelsen erbaut, der zu Verteidigungszwecken geeignet war und ist daher „skałka = Fels genannt. Bei den zur Zeit stattfindenden Ausgrabungen wurden die Grundmauern der Burg und ein Ringwall freigelegt. Sie stammt wahrscheinlich aus dem XIII. Jh., vielleicht schon aus dem XII. Aber schon seit dem XVI. Jh. soll nichts mehr von ihr sichtbar sein, im XV. Jh. zeugte nur eine Ruine von ihrem Dasein[8]).

Diese eigenartige Erscheinung wird aus folgender Legende erklärt, die bei Długosz (nach Rafacz) zu finden ist: Ein jüdischer Falschmünzer hatte sich im XIV. Jh. mit Einwilligung der Eigentümer, der Zisterziensermönche dort festgesetzt. Als sein nichtswürdiges Handwerk offenbar wurde, wurde die Burg zur Strafe zerstört.

Eine kleine Diener-Siedlung soll im XIII. Jh. am Fuße des Burgberges gelegen haben, die aber nicht mit Szaflary identisch sein soll[8a]). Wieweit die Gegend sonst besiedelt

---

[4]) In oben genannter Urkunde wird ein altes Dokument erwähnt, das dem Leupold bei der Übergabe der Scholtisei vorgelegt wird und vermutlich die Gründungsurkunde darstellt.

[5]) Dobrowolski, Kazimierz: Najstarsze osadnictwo na Podhala (Die älteste Besiedlung von Podhale). Badania z Dziejów Społecznych i Gospodarczych Nr. 20 Lemberg 1935.

[6]) Bei der Ähnlichkeit der beiden Gebiete haben sicher auch Übereinstimmungen in der Bodenbeschaffenheit eine Rolle gespielt. Die Häuseransammlungen stehen auf Alluvialboden, so auch in Szaflary. Im übrigen besteht der Boden großenteils aus Gebirgslehm. Diese ungünstige Beschaffenheit sowie der gebirgige Charakter des Landes müssen den Siedlungsvorgang sehr erschwert haben. — Schon zur Zeit der ersten Ansiedlung sollen nach Dobrowolski Erlen und Weiden sehr verbreitet gewesen sein, Bäume, denen man auch heute noch überall an Landstraßen und Gehöften begegnet, während der Wald sich heutigentages fast nur noch aus Fichten zusammensetzt.

[7]) Markmann, F.: Die Zips, Geopolitik Heft 11, 1941.

[8]) Rafacz, Józef: Dzieje i ustrój Podhala Nowotarskiego za czasów dawnej Rzeczypospolitej Polskiej (Die Geschichte und Struktur des Neumarkter Landes zur Zeit des ehemaligen polnischen Staates). Warschau 1935. S. 3. Rafacz begründet das näher, indem er darlegt, daß der Weg zur Grenze dort vorbeiführte und daß in Neumarkt eine Zollstation war, weswegen es auch anfangs „Alter Zoll" hieß.

[8a]) Vgl. Anm. 5. Dobrowolski S. 6.

war, ist durchaus nicht klar ersichtlich. Wenn Rozwadowski[9]) feststellt, daß die ältesten Flurnamen germanischen und auch keltischen Ursprungs sind, so widerspricht das Dobrowolskis Annahme, daß die älteste Besiedlung slawisch gewesen sei. Möglicherweise sind auch Slawen in dieses Gebiet eingedrungen und hatten schon eine dünne Siedlungsschicht gebildet, als die Deutschen dort ankamen. Aber beweisen läßt sich das nicht. Hingegen setzte eine fortschreitende Polonisierung erst im XV. Jh. und später ein. Durch diese erhielten auch die deutschen Familiennamen eine polnische Prägung.

Der Name Szaflary (deutscher Wortstamm „Schaflar“) hat nichts mit Schafhirten zu tun entsprechend dem Ausdruck koniary = Pferdetreiber[10]).

In der ersten urkundlichen Erwähnung wird Szaflary „Saphlar“ genannt, später (1409) dann „Schafflar“[10a]). Das heißt soviel wie Böttcher, Faßbinder und besagt, daß sich dort Leute solchen Berufes, Schaffmacher, also Deutsche, niedergelassen hatten. Szaflary ist eine Polonisierung dieser Form.

Heute wird Szaflary eindeutig zu Schaff in Beziehung gesetzt[10b]). Das wird auch wahrscheinlich gemacht durch das alte Siegel dieses umstrittenen Ortes, welches in einem Oval ein Schaff enthält, über dem sich in einem Rechteck ein liegendes Kreuz befindet.

Wie sich die ersten Einwohner von Szaflary blutsmäßig zusammensetzten, entzieht sich unserer genaueren Kenntnis. Daß es Deutsche waren, ist zu vermuten nach der Artung der Namen und der allgemeinen Siedlungslage. Flurnamen wie Ranesberg (auch Ranesberk oder Ranisbork), Zaranesberg, Podranesberg und Hanikiberg, Krempach und Gruba zeugen von der deutschen Gründerzeit. Die in Szaflary vertretenen Familiennamen Hanzel (schles. Name) und Gut können möglicherweise ebenfalls mit einer deutschen Gründung zusammenhängen.

Nach einer wechselvollen Geschichte, bei der die Familien Ratułd und Pieniążek als Pächter des Neumarkter Landes eine bedeutende Rolle spielten, wird 1772 das Gebiet den kaiserlichen Kammergütern einverleibt, in vier Gruppen geteilt und verkauft.

Der mündlichen Überlieferung nach liegt der älteste Teil des Dorfes in der Nähe der Kirche. Diese Annahme enthält Wahrscheinlichkeit, da sich die Schulzenflur „sołtysia“ ebenfalls nahe der Kirche befindet. Diese Benennung weist auf den mittelalterlichen Schultheiß hin, der in früherer Zeit eine bedeutende Rolle im Leben des Dorfes spielte, da sein Amt „für ewig“ galt. Auf die Anlage des Ortes wird weiter

---

[9]) Rozwadowski, J.: O nazwach geograficznych Podhala (Über geographische Benennungen im Podhale). Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XXXIV, Krakau 1914.

[10]) Vgl. J. Zborowski in „Język Polski“, Mai 1933.

[10a]) Vgl. Anm. 3. Bd. IV. S. 1113.

[10b]) Vgl. Anm. 10.



BLICK VOM RANISBORK AUF SZAFLARY



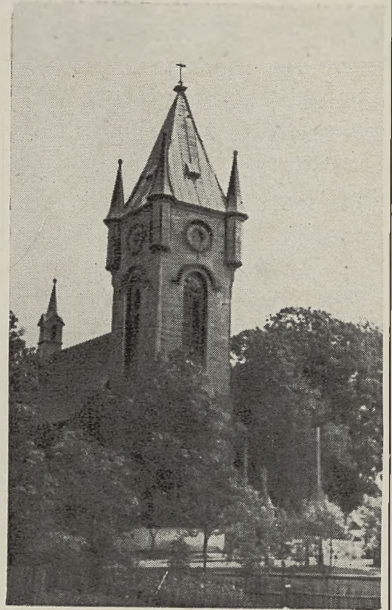
DER MARKTPLATZ VON SZAFLARY



BLICK VOM RANISBORK AUF DIE SCHMALEN FELDER



DIE HAUPTSTRASSE IM OBERDORF



DIE KIRCHE AM MARKTPLATZ

Bibl. Jag.

unten näher eingegangen werden. Hier sei nur gesagt, daß Szaflary beispielsweise im Gegensatz zu Witów keine Waldhufenform zeigt, sondern eine Aufteilung der Äcker in kleine, oft ganz schmale Gewanne. Obschon, wie Katasterkarten zeigen, die Feldstreifen früher erheblich breiter waren, müssen doch schon im Mittelalter die Felder verhältnismäßig klein gewesen sein. Denn 1564 waren es achtzehn ansässige Familien, die sich über zu geringen Landbesitz beklagten[11]). 21 Leute haben sich dann in Maruszyna, in Biały Dunajec und Bańska niedergelassen, nachdem sie ihre Felder selbst gerodet hatten. Diese Orte wurden von Szaflary aus gegründet, und vielleicht viel später auch noch andere näher an der Tatra liegende wie z. B. Poronin, Bukowina und teilweise Zakopane; sie können aber auch aus Tochtergründungen von Szaflary entstanden sein. Möglicherweise ging die Besiedlung mancher Orte vor sich, wie wir es von Kościelisko wissen, wo sich die Söhne der Bauern von Witów praktischerweise auf ihren ererbten Weiden Häuser errichteten, woraus allmählich der neue Ort entstand[12]).

Als praktischen Beleg für die Theorie der Tochtergründungen von Szaflary sei auf die näheren Umstände der Gründung von Biały Dunajec hingewiesen. Der königliche Starost von Neumarkt beauftragte im Jahre 1579 einen Einwohner von Szaflary namens Andreas Pawlik, ein neues Dorf im Walde hinter Szaflary am Ufer des Biały Dunajec auf den Szaflarer Fluren zu gründen unter dem Namen Biały Dunajec. Dort wird Pawlik Schultheiß, bekommt eine große Flur zum Roden, eine Mühle mit einem Rad, eine Bierschenke und Jagd- und Fischrecht, sodann an den Ufern des Poroninflusses freie Bergweide[12]).

Ursprünglich dehnte sich die Dorfgemeinde Szaflary bis zur Tatra aus[13]). Sie gehörte zu den ältesten Siedlungen unter der Tatra und beschäftigte sich früh mit der Schafzucht. Bis auf den heutigen Tag wandert ein Teil der Schafe von Szaflary mit der Hirtensaison (Mai—September) 20 km weit in das Tatragebirge, um auf der Kalatówki-Alm zu weiden. Der Besitz macht heute 360 Schafe aus; 1692 waren es über 200 Stück. Die Hirten aus Szaflary, die mit ihren Schafen im Frühjahr nach der Kalatówki-Alm wanderten, hielten sich gewohnheitsgemäß unterwegs in Poronin auf und verbrachten dort die Nacht zum Ausruhen. — Ein guter Weg zwischen Szaflary und Zakopane entstand erst im XVIII. Jh. Früher führte nur ein Pfad dahin und zur Kalatówki-Alm.

Der Volksüberlieferung nach stammt die alte Kaletasippe, die in Szaflary ansässig ist, aus Krompach in der Zips[13a]). Sie tritt in den Urkunden verhältnismäßig spät hervor, und es heißt, daß sie erst am Ende des Mittelalters eingewandert ist. Damals

---

[11]) Rocznik Podhalański, Zakopane—Krakau 1921—1941. S. 12 ff.

[12]) Mündliche Angabe von Szatkowski, Zakopane.

[12a])Vgl. Anm. 11.

[13]) Holub-Pacewiczowa, Zofja: Osadnictwo pasterskie i wędrówki w Tatrach i na Podtatrzu (Hirtensiedlung und Wanderung in der Tatra und dem Tatravorland). Prace Komisji Geograficznej P. A. U. Nr. 1 Krakau 1931.

[13a])Vgl. Anm.

erhielt ein gewisser Kalata aus Szaflary das Recht, auf der Alm Kalatówki Schafe zu weiden (am Berghaus). Später wurde dieses Vorrecht von nachfolgenden Königen bestätigt. Eine gut erhaltene Urkunde aus dem XVII. Jh. mit Siegel befindet sich in den Händen des Vogtes von Szaflary. — Die Kalatówki-Alm, nach der Kalata-Sippe genannt, wird das erstemal in einer Urkunde von 1605 erwähnt.

War das Hirtentum schon bei den deutschen Siedlern stark vertreten, so ist es später noch durch das walachische Element verstärkt worden. Die walachische Einwanderung will ich hiermit nur andeuten und verweise auf Plügels Aufsatz (a. a. O. Heft 3, 1941, S. 63). Diesbezügliche Einflüsse sind hauptsächlich in den Sachgütern nachzuweisen (z. B. im primitiven hölzernen Hausgerät).

Die heutige wirtschaftliche Lage des Ortes stellt sich folgendermaßen dar: Das Weideland um Szaflary herum ist bäuerlicher Privatbesitz und nur in geringem Maße vorhanden. Im Vergleich zu diesem ist das Ackerland erheblich größer. Etwas Wiese wird nur für die Kühe benötigt — heute meist zwei bis drei Stück, vor dem Kriege vier bis fünf Stück je Hof. Als Hirten nimmt man vielfach Kinder bis zu zehn Jahren. Von diesem Alter an müssen sie im bäuerlichen Betriebe mitarbeiten. Das Rindvieh gehört einer dunkelbraunen kleineren und stämmigen, aber sehr wohlgebauten Rasse an, deren Hörner auffallend geschweift sind (polnisches Rotvieh). Im Gegensatz dazu wird in der Slowakei braun-weiß geflecktes Vieh gehalten. Schweinezucht ist nur wenig vorhanden. Ein Bauer besitzt höchstens ein bis zwei Schweine. Ziegen und Tauben sind ebenfalls spärlich vertreten. Hühner dagegen bevölkern zahlreich Haus und Hof. Gänse — weniger Enten — beleben die Dorfstraße.

Szaflary gilt in dieser armen Gegend als verhältnismäßig reiches Dorf. Ein armer Bauer besitzt bis zu 3 Morgen Feld, ein mittlerer 7 Morgen, ein wohlhabender 12 Morgen, und der reichste, der Vogt, besitzt 25 Morgen. Er ist der Verantwortliche für alles, was mit bäuerlicher Bodenkultur zusammenhängt und ist über sämtliche Dörfer gesetzt, die zur Gemeinde Szaflary gehören. Hierbei muß zur Erklärung gesagt werden, daß die „Gemeinde" (gmina) sich aus acht Dörfern zusammensetzt, die in Szaflary verwaltet werden. Die Namen dieser Dörfer sind Maruszyna, Bańska, Skrzypne, Leśnica, Zaskale, Groń und Glycarow zur Hälfte (die andere Hälfte gehört zu Poronin). Jedes dieser Dörfer hat an seiner Spitze einen Schulzen, die alle dem Vogt unterstellt sind. Der Schulze in Szaflary gehört ebenfalls zu den begüterten Bauern. Im Gegensatz zum Mittelalter (Rafacz) ist sein Amt nicht erblich, während die Würde des Vogtes stets den Kamińskis vorbehalten bleibt, die von den Hanzels abstammen. Mit dem Verwaltungsbezirk der Gemeinde deckt sich auch der Seelsorgebereich des Pfarrers. Der Landbesitz der Pfarre ist der größte im Dorf und der Pfarrer daher der wohlhabendste Mann. Vor einigen Jahren hat er sich ein großes, villenartiges Pfarrhaus mit Hilfe von Gemeindezuschüssen erbauen lassen. Die Dorfleute nennen es „Gasthaus", angeblich wegen der vielen Gäste, die da aus- und eingehen.

Ein Teil des Bodens im Ort gehört der Gemeinde, und zwar der Teil, der zwischen Brücke und Kirche gelegen ist. Er wird auf ein oder mehrere Jahre an Gemeindemitglieder verpachtet, wobei eine Verlängerung das Übliche ist. Die auf diesem

Land gebaute „Liegenschaft“ gehört dem Bauer. Aber der Grund und Boden ist Eigentum der Gemeinde und darf nicht verkauft werden (nach Auskunft des Gemeindeamtes Szaflary).

Auch der Wald um das Dorf ist Gemeindebesitz. Da aber nicht viel vorhanden ist, brauchen die Bauern nur wenig Holzfuhren zu leisten (szarwark genannt), wozu die Gemeinde dem deutschen Staat verpflichtet ist (der „Hobag“ Holzbaugesellschaft).

Der landwirtschaftliche Ertrag kann in Szaflary in Anbetracht der Gebirgslage nicht allzu groß sein. Der Ort liegt 646 m hoch. Es nimmt nicht wunder, wenn der Boden hauptsächlich nur Hafer, wenig Roggen und noch weniger Gerste hergibt. Kartoffeln werden reichlich angebaut, Kohl zum Einsauern, Raps und Flachs nebenbei. Erschwerend für die Bestellung der Felder ist die ungeheure Zerstückelung des Bodens. Durch die verhängnisvolle polnische Erbteilung, die den Besitz in gleichem Maße unter alle Kinder — und meist sind es sehr viele — aufteilt, werden die Parzellen immer kleiner und der Besitzer immer ärmer.

Wie anfangs erwähnt, gilt Szaflary als bevölkerungsmäßig sehr vermischtes Dorf. Auch die Bevölkerung macht rassisch einen entsprechenden Eindruck, wenngleich einen wesentlich besseren als in manchen Gegenden des östlichen Polens. — Fremdenverkehr hat wenig zur Modernisierung des Ortes beigetragen, da es Sommerfrischler kaum gegeben hat. Bemerkbar macht sich aber um so mehr die Nähe des Kreisstädtchens Neumarkt, in dem sich der ganze Handel abspielt mit Pferde-, Beeren- oder Wochenmarkt, mit seinen neuen Errungenschaften und billigen Gegenständen für persönlichen- und Hausgebrauch. Dagegen hat der Bau der Eisenbahn einen weniger merklichen Umschwung im Leben der Dorfbewohner mit sich gebracht, denn die meisten fahren mit der Fuhre in das 6 km entfernte Städtchen auf der sehr guten Landstraße.

Neuere Einrichtungen, von denen stärker umwälzende Einflüsse ausgegangen sein mögen, sind die Genossenschaftsmolkerei, die Bäckerei (der Bäcker stammt aus Rabka), zwei Kaufläden, die zugleich Gastwirtschaft sind, die Sägemühle, die das elektrische Licht liefert, und der Betrieb des Steinbruches. Eine „kancelaria“, die sumpfige Wiesen mit Hilfe des staatlichen Baudienstes und anderer Arbeitskräfte entwässert, ist nur vorübergehend am Ort. Eine Landwirtschaftsschule, die einmal in der Woche Unterricht erteilt, trägt zur Vertiefung und Ausnutzung moderner landwirtschaftlicher Kenntnisse und zur Hebung des bäuerlichen Lebensstandards bei.

BERICHT ÜBER ANTHROPOLOGISCH-ETHNOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN IN SZAFLARY UND WITÓW, ZWEI GÓRALENORTEN IM KREISE NEUMARKT

VON DR. ELFRIEDE FLIETHMANN
Referentin an der Sektion Rassen- und Volkstumsforschung am Institut für Deutsche Ostarbeit Krakau

Die Sektion für Rassen- und Volkstumsforschung am Institut für Deutsche Ostarbeit hat sich unter anderem als Arbeitsvorhaben für die nächste Zeit die rassen- und volkstumsmäßige Erfassung der Bevölkerung des Generalgouvernements gesetzt. Zunächst werden diese Untersuchungen stichprobenartig an einzelnen Orten aus den verschiedenen Volkstumsgebieten durchgeführt, um so erstens in großen Zügen ein Bild von der rassischen Zusammensetzung und volkstümlichen Prägung der Bevölkerung des Generalgouvernements zu erhalten, zweitens aber auch, und das ist für unsere Forschungsarbeit die wichtigere Fragestellung, im einzelnen die Wechselbeziehungen zwischen rassischer Zusammensetzung und volkstümlicher Prägung zwischen Umwelt bewirkten Erscheinungen und anlagemäßigen Bedingtheiten zu beobachten, die Ursachen eventueller Auslese- und Ausmerzvorgänge zu studieren, um damit, abgesehen von dem Wert, den ein Beitrag zu diesen Fragen für die Wissenschaft vom Menschen und seinen Beziehungen zur Umwelt im allgemeinen hat, auch mit die Grundlage für die Durchgestaltung eines den biologischen wie geographischen Gegenbenheiten gerecht werdenden Lebensraumes abzugeben.

Um auf alle diese Fragen eingehen zu können, wurde ein Untersuchungsapparat aufgebaut, der die Möglichkeit gibt, die jeweils für die Erhebungen vorgesehene Menschengruppe, die Bewohner eines Dorfes z. B., die eine ziemlich geschlossene biologische Einheit bilden, in ihrer gesamten Lebensform und ihren Lebensäußerungen zu erfassen. Die Aufgabe, die bei dieser Arbeit gesetzt wurde, ist mit einer bloßen Aneinanderreihung der einzelnen tatsächlichen Gegebenheiten, wie etwa rassische Zusammensetzung, volkstümliche Prägung, Gesundheitszustand und biologische Entwicklung der Bevölkerung, nicht abgeschlossen und befriedigend gelöst. Es soll vielmehr auf die ursächlichen Zusammenhänge dieser einzelnen Erscheinungsformen eingegangen werden und der Mensch in seiner Lebensform und Lebensäußerung als eine funktionale Einheit dargestellt werden. Um zu dieser Synthese zu gelangen, bedarf es allerdings vorerst genauester Teiluntersuchungen derjenigen Forschungszweige, die sich Form, Wesen und Lebensäußerungen der Menschen zum Objekt genommen.

Es werden daher an der Bevölkerung, die im Familienverband von drei Jahren aufwärts erfaßt wird, genaue anthropologisch-erbbiologische Untersuchungen vorgenommen, die durch photographische Normaufnahmen für weitere eingehende Studien noch ergänzt werden. Jedes Individuum wird einer eingehenden ärztlichen Untersuchung unterzogen. Das Ergebnis wird noch durch Angabe der in der Familie vorkommenden und durch die eigenen bereits überstandenen Krankheiten erweitert. Auf einem ausführlichen Fragebogen wird der Bildungsgrad des einzelnen, seine

Interessen, sein Beruf, seine wirtschaftliche Lage und sein Verhältnis zu verschiedenen Gemeinschaften, wie Familie, Kirche, Vereine usw., festgestellt.

Die volkskundlichen Gegebenheiten werden durch Dorfbegehungen und Hausbesuche erfaßt und in zahlreichen Skizzen und Photographien festgehalten.

Die vollständige Verkartung sämtlicher für das Dorf vorhandenen Kirchenbücher soll ein Bild des biologischen Geschehens geben, den Grad der Versippung der einzelnen Familien untereinander aufzeigen, was gerade für erbbiologische Studien von größtem Interesse ist. Aber auch die Daten über Trauungen, über Geburtenhäufigkeit und Sterblichkeit geben ein anschauliches Bild von der Vitalität und Expansionskraft der Bevölkerung und lassen einen Schluß zu auf verschiedene wirtschaftliche und soziologische Erscheinungen. Schließlich geben die Kirchenbücher oft sehr wertvolle Hinweise auf die Abstammung der Bevölkerung.

Aus der umfassenden Fragestellung, mit der die Untersuchungen vorgenommen werden, und die als Endziel eine Darstellung der Gesamtheit der Lebensformen und Lebensäußerungen der einzelnen Lebensgemeinschaften hat, ergab sich die Notwendigkeit, auch die psychischen Gegebenheiten und Reaktionsweisen der Bevölkerung zu ergründen, und zwar in einer wissenschaftlich faßbareren und präziseren Form, als dies durch bloße Beobachtung und Beschreibung der Fall ist. Das Bedürfnis nach einer methodisch einwandfreien, für das einzelne Individuum anwendbaren Erhebungsart typischer psychischer Verhaltensweisen schien auf.

Schon seit mehreren Jahren macht sich in der Anthropologie das Bedürfnis nach einer ganzheitlichen Erfassung des Menschen in seiner physischen Erscheinungsform wie psychischen Verhaltensweise bemerkbar. Es ist aber hier das Verdienst der Psychologie, entscheidende Schritte in dieser Richtung unternommen zu haben und die engen Beziehungen aufzuzeigen, die zwischen physischen und psychischen Funktionen, weiter aber auch zwischen Körperform und seelischer Verhaltensweise bestehen. Besonders aufschlußreich sind in dieser Beziehung die Schriften des verstorbenen Vorstandes des Instituts für psychologische Anthropologie in Marburg, Herrn Prof. Dr. Jaensch, und die Arbeiten seines Institutes. Die Sektion für Rassen- und Volkstumsforschung wandte sich daher an dieses Institut mit dem Vorschlag einer Zusammenarbeit auf diesem Gebiete. Das Angebot wurde von dem derzeitigen Vorstand des Instituts, Herrn Prof. Fischer, in freundlicher Weise aufgegriffen, der seinen Assistenten, Herrn Dr. Carspecken mit der Durchführung dieser Arbeiten betraute.

Während eines vierzehntägigen Aufenthaltes im Generalgouvernement hatte Herr Dr. Carspecken Gelegenheit, die dem Wesen der Bevölkerung des Generalgouvernements am besten angepaßte psychologische Untersuchungsmethode zu erarbeiten und die für diese Untersuchungen vorgesehenen Hilfskräfte einzuschulen. Über diese Methode und ihre weitere Ausarbeitung wird Dr. Carspecken berichten.

Zu erwähnen ist noch im Hinblick auf die Gesamtplanung der Untersuchungen das Vorhaben, auch Blutgruppenuntersuchungen bei der Bevölkerung durchzuführen, was bis jetzt nur aus technischen Gründen nicht gemacht wurde.

Die ersten Untersuchungen nach der eben aufgezeigten Planung wurden in Szaflary bei Neumarkt durchgeführt. Die Wahl fiel gerade auf diesen Ort als einer mittelalterlichen Siedlung, die sowohl dem Namen als auch der Dorfform nach auf ehemaligen

deutschen Einfluß schließen läßt, und den zu erfassen und in seinen Nachwirkungen auf die heutige Bevölkerung aufzuzeigen mit zu den vordringlichsten Aufgaben unserer Arbeit gehört. Durch seine abseitige Lage, die Hauptverkehrsstraße führt oder führte, zumindest vor dem Aufblühen Zakopanes zu einem Fremdenverkehrsort, über Neumarkt in west-östlicher Richtung, ist die Gewähr für eine nicht allzu starke Vermischung mit nicht einheimischen Elementen gegeben. Durch seine Tallage wiederum, Szaflary liegt am Weißen Dunajec, bildet es für seine nähere Umgebung ein kleines Zentrum, so ist es für weitere acht Dörfer, die auf den umliegenden Hängen und in den Seitentälern liegen, Kirchdorf und Sitz der Sammelgemeinde. Es dürfte also in Szaflary zu keiner besonderen Spezialisierung der Bevölkerung durch ausgerichtete Auslese oder Ausmerzvorgänge gekommen sein. Wir können daher die Bevölkerung von Szaflary und ihre Lebensäußerungen als ziemlich typisch für dieses Gebiet von der Tatra bis Neumarkt ansehen, wenn auch der prozentuelle Anteil der einzelnen Bevölkerungselemente, wie sie im Laufe des historischen Geschehens in diesen Raum kamen, der verschiedenen Anpassungsfähigkeit an gegebene Umstände nach in den einzelnen Orten, je nach ihrer geographischen Lage und der Zeit ihrer Besiedlung verschieden sein wird.

Im Laufe der Untersuchungen verstärkte sich der Eindruck, an diesem Ort wie in einem Sammelbecken sämtliche fremden Einflüsse, die jemals dieses Gebiet betrafen, zusammengefaßt zu sehen. Wobei aber nur an die größeren Zuwanderungen, die das ganze Gebiet betrafen, gedacht ist, wie die Tatareneinfälle, Ansiedlung der Deutschen, die walachische und polnische Zuwanderung, die schubweise in größeren Zeitabständen erfolgte und nicht mit der häufigen Zu- und Abwanderung einzelner Menschen oder Familien in verkehrsreichen Gebieten zu vergleichen ist. Hier ist der Wechsel, die ständige Veränderung, das Vorherrschende, während es im ersteren Falle zu einer dauernden Ansiedlung der zuwandernden Elemente kam, die sich mit der bereits vorhandenen Bevölkerung jeweils auseinanderzusetzen hatten und sich mit ihr vermischten.

Als Vergleichsobjekt zu der Talsiedlung Szaflary wurde auch die Bevölkerung von Witów, einem Dorf am Schwarzen Dunajec, am Fuße der Tatra gelegen, untersucht, um die Bevölkerungsverhältnisse in den entlegenen, von der allgemeinen Durchmischung weniger erfaßten Gebieten kennenzulernen und zu studieren. Bei Witów kam als besonderer Anreiz für unsere Untersuchungen noch der verhältnismäßig hohe Prozentsatz an deutschen Familiennamen in der Bevölkerung dazu, so daß schon deshalb eine Erfassung und ein Vergleich dieses Ortes als günstig erschien. In Witów wurde auf die erbbiologische Untersuchung der Bevölkerung aus Zeitmangel verzichtet und nur die Personen zwischen 20 und 50 Jahren erfaßt. Dafür wurde hier erstmalig unter Leitung Dr. Carspeckens der Versuch der psychologischen Erfassung der Bevölkerung gemacht, deren Methoden zur Zeit der Untersuchungen in Szaflary noch nicht ausgearbeitet waren.

Es ist noch nicht an der Zeit, über das Ergebnis der Untersuchungen zu sprechen, das erst auf Grund eingehendsten Studiums und Vergleiches der einzelnen Teilerhebungen, von denen in diesem Heft der volkskundliche Teil veröffentlicht wird, erarbeitet werden kann und in einer möglichst klaren und stichhaltigen Weise die Eigenart dieser Bevölkerung darzulegen und ihr gerecht zu werden sucht.

Personalien

Leitung der Sektion Rassen- und Volkstumsforschung: Die Leitung der Sektion Rassen- und Volkstumsforschung wurde an Dr. phil. habil. Erhard Riemann aus Elbing übertragen.

Verleihungen: Der Führer hat am 1. September 1942 dem Leiter der Sektion Vorgeschichte, Professor Dr. W. Radig, und dem Leiter der Zweigstelle Lemberg, Assessor J. W. Niemann, das Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse verliehen.

Berufungen: Der Präsident des Instituts für Deutsche Ostarbeit, Generalgouverneur Reichsminister Dr. Frank, händigte die Berufungsurkunden an folgende Mitglieder des Instituts aus:

1. an Rechtsanwalt Dr. Siegmund Dannbeck die Berufungsurkunde zum Leiter des Haupt-Verwaltungsamtes.
2. an Professor Dr. Heinrich Wolfrum die Berufungsurkunde zum Leiter der Zweigstelle Warschau des Instituts für Deutsche Ostarbeit.
3. an Assessor Johann Werner Niemann die Berufungsurkunde zum Leiter der Zweigstelle Lemberg des Instituts für Deutsche Ostarbeit.
4. an Dr. phil. habil. Hans Graul die Berufungsurkunde zum Leiter der Sektion Landeskunde.

Arbeitstagung des Instituts vom 19. bis 23. Oktober 1942

Das Institut für Deutsche Ostarbeit hielt in der Zeit vom 19. bis 23. Oktober in seinen Räumen in Krakau eine Arbeitstagung unter dem Vorsitz des Direktors ab. Sie wurde eröffnet mit einem Lichtbildervortrag des Referenten der Sektion Kunstgeschichte über „Altdeutsche Kunst aus Krakau und dem Karpathenland", bei dem gleichzeitig neue Forschungsergebnisse der vor kurzem gezeigten gleichnamigen Ausstellung vorgetragen wurden. Die Leiter der Sektionen und Referate berichteten am 2. Tage über ihre Fachgebiete und stellten die Entwicklung der wissenschaftlichen Forschungsaufgaben und ihren gegenwärtigen Stand unter Hervorhebung der besonders wichtigen Forschungen dar. Die Vollsitzung am 21. Oktober brachte unter Leitung des Direktors eine Besprechung über die laufenden Aufgaben der Verwaltung und Organisation sowie die Festlegung der grundsätzlichen Ausrichtung der wissenschaftlichen Arbeit des Instituts. Die Leiter der Zweigstellen Lemberg und Warschau referierten über die Aufbauarbeit in den Distrikten Galizien und Warschau.

Auf der öffentlichen Schlußkundgebung der Arbeitstagung sprach Generalgouverneur Reichsminister Dr. Frank in seiner Eigenschaft als Präsident des Instituts über „Die Epoche des Ostens". Vertreter von Staat, Partei und Wehrmacht nahmen in großer Zahl an dieser Veranstaltung teil.

Der Generalgouverneur dankte dem Institut für die bisher während des großen politischen Geschehens in diesem Raum geleistete Aufbauarbeit. Das Institut habe es

verstanden in der kurzen Zeit von 2½ Jahren die für den Aufbau des Generalgouvernements notwendigen Sachgebiete wissenschaftlich aufzugreifen und wertvolle Unterlagen für die politische Führung und Verwaltung zu erbringen.

Daß ein wissenschaftliches Institut in dem größten Schicksalsringen unseres Volkes sich nicht in der Theorie verlieren darf, ist selbstverständlich. Trotzdem wird dieses Institut aber auch in der Kriegszeit seinen hohen Rang als wissenschaftliche Forschungsstätte nur dadurch behaupten können, daß es wie bisher auf Grund einwandfreier unabhängiger Forschung seine Arbeiten durchführt.

Forschungen

Rassen- und Volkstumsforschung in Komancza: Die Sektion Rassen- und Volkstumsforschung führte im Rahmen ihrer Forschungstätigkeit unter Leitung von Dr. Elfriede Fliethmann anthropologische, ethnologische und sippenkundliche Forschungen in Komancza, einem Lemkenort im Kreis Sanok, durch. Die psychologischen Untersuchungen leitete der Assistent am Institut für psychologische Anthropologie an der Universität Marburg, Dr. Ferdinand Carspecken.

Atlas zur Deutschen Kunst im Ostraum: Am 1. Oktober 1942 begannen die Vorarbeiten zu dem seit Bestehen der Sektion Kunstgeschichte geplanten Atlas zur Deutschen Kunst im Ostraum. Die Materialsammlung wird unter Leitung des Referenten beziehungsweise seiner Assistentin durchgeführt und in etwa zwei Jahren abgeschlossen sein.

Berichterstattung über Ostraumfragen: Im Rahmen der Zusammenarbeit des Instituts für Deutsche Ostarbeit mit reichsdeutschen Instituten und Fachzeitschriften trat der Referent an der Sektion Landeskunde, Dr. Ernst Fugmann, in den ständigen Mitarbeiterkreis für die in der „Zeitschrift für Erdkunde“ (Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. Main) laufend erscheinenden „Aktuellen Nachrichten“ mit einer ihm übertragenen Berichterstattung über Ostraumfragen ein.





SCHRIFTENREIHE DES INSTITUTS
FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT KRARAU

Vor kurzem erschienen:

Die Preußische Polenpolitik 1772–1914

von Professor Dr. Laubert, Berlin

242 Seiten — Preis: Zl. 15.— (RM. 7.50)

Die Anfänge des polnischen Staates

von Dr. phil. habil. Ludat, Reichsuniversität Posen

94 Seiten — Preis: Zl. 7.50 (RM. 3.75)

Lublins Gründungshandfesten zu deutschem Recht 1317/1342

von Dr. Erwin Hoff, Krakau

84 Seiten — 24 Urkunden — Preis: Zl. 10.— (RM. 5.—)

BURGVERLAG KRAKAU G.M.B.H.

VERLAG DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE OSTARBEIT KRAKAU